Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 14 (1932)

Heft: 35

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 04.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweiz. Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 26. August 1923 | Erscheint jeden Freitag | 14. Jahrgang Nr. 35

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / **Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur**

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 18.44, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIII b 858
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vormals G. Binkert, A.-G. Telephon 27.52

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wochenchronik.

Schweiz.

Die Vorbereitungen für die Herbstsession der Bundesversammlung sind im Gange. Da und dort in einem schönen Erdenwinkel unseres Landes tagen Kommissionen der eidgenössischen Räte zur Beratung der jüngsten Krisenvorlagen. Es ist das praktische Unterstützung der Hotelindustrie, der diese eidgenössischen Gäste hoch willkommen sind. Wenn auch das bundesrätliche Kollegium immer noch Ferienlücken aufweist, so sorgt die Zeit reichlich dafür, daß die Arbeit in den Departementen ihren unermüdlichen Fortgang nimmt, namentlich im Volkswirtschaftsdepartement. Jeder Tag bringt da neue Aufgaben. Konferenzen werden abgehalten, Delegationen gehen im Bundeshaus ein und aus, Resolutionen, offenbaren Wünsche und Begehren wirtschaftlicher und politischer Organisationen, oft in sehr kategorischer Form. Die „Volkswirtschaft", das Organ, in dem das Eidg. Volkswirtschaftsdepartement in zuverlässiger Weise über den Stand des schweizerischen Wirtschaftslebens orientiert, weist im Augustheft nach, daß sich die Lage des schweizerischen Arbeitsmarktes im letzten Monat etwas verschlechtert hat. Die Zunahme der Zahl der Stellensuchenden betrifft vor allem das Baugewerbe, die Uhrenindustrie, die Handlanger und Taglöhner und die Textilindustrie. In den meisten übrigen Berufsgruppen ist die Zahl der Stellensuchenden auch etwas gestiegen. Das Ansteigen der Arbeitslosigkeit läßt sich in erster Linie auf das Nachlassen der Bautätigkeit, vor allem in den größern Städten, zurückführen. In der geschützten Inlandproduktion zeigt sich die Lage des Arbeitsmarktes im allgemeinen immer noch befriedigend. In einzelnen Berufsgruppen kann die Nachfrage nach weiblichen Arbeitskräften im Inland nicht vollständig gedeckt werden. In einigen Berufszweigen kann man eine gewisse Stabilisierung des Beschäftigungsgrades mit vereinzelten leichten Besserungsanzeichen feststellen. Alles in allem hat sich die Lage im Vergleich zum Vormonat nicht wesentlich verändert.

Der Bundesrat schloß sich mit einem Telegramm den Tausenden an, die den auf den Erdboden zurückgekehrten Stratosphärensieger und -forscher beglückwünschten. Bundespräsident Motta hat sich sogar einen Aufenthalt in der glückhaften Gondel in Zürich gekostet. Könige, Minister, Behörden aller Art, Italiens großer Dichter d'Annunzio, das Volk jenseits und diesseits der Alpen, brachten Professor Piccard sensationelle Ehrungen dar, wie sie bis jetzt wohl kaum je ein Mann der Wissenschaft erfahren durfte. Die Verbindung einer gewaltigen Flugvorleistung mit dem wissenschaftlichen Zwecke, beides unter Einsatz des Lebens, mag diesen faszinierenden Effekt erzielt haben. Die Wissenschaft allein, selbst wenn sie höchste menschenbeglückende Erkenntnisse erzielte, pflegte bis dahin meist stiller ihres Weges zu gehen.

Ausland.

Gefahrdrohende Stunden werden in Deutschland erlebt. Gestützt auf die jüngste Gesetzgebung gegen den Terror hat das Sondergericht von Beuthen, Schlesien, fünf Nationalsozialisten zum Tode verurteilt, weil sie aus politischem Verfolgungswahn einen Kommunisten in wahrhaft bestialischer Weise ermordeten. Dies Urteil versetzt die Reichsregierung in eine äußerst gefährliche Lage. Wird die Begnadigung ausgesprochen, wie dies alle grundsätzlichen Gegner der Todesstrafe wünschen müssen, dann erhält die Autorität des Staates einen unüberwindlichen Stoß. Denn nichts wirkt so schwächend auf das Ansehen, als das Androhen von Strafen, die man aus Ratlosigkeit und Unsicherheit nicht zu vollziehen wagt. Wird aber das Urteil vollzogen, dann muß man mit dem Auflohen des heimlich glutenden Bürgerkrieges rechnen, denn jegliches politisches Märtyrertum peitscht den Fanatismus auf. Ein nationalistischer Führer hat bereits den Ausspruch getan, daß das Urteil von Beuthen das Signal zum deutschen Aufbruch sei.

Mit höchstem Interesse verfolgt man die Verhandlungen des Obersten Gerichtshofes in Madrid im Prozeß gegen die Häupter der Militärrevolte vom 10. August. Der Generalstaatsanwalt fordert die Todesstrafe für den an der Spitze der Putschbewegung stehenden General Sanjurjo. Er anerkennt, daß dieser Mann gar oft der Tapferste unter den Tapfern gewesen sei, daß er dem Land und selbst der Republik große Dienste geleistet habe. Allein der General habe bewiesen, daß ihm die besten militärischen Tugenden fehlen, daß er dem Regime nicht treu ergeben sei. Er habe das Vertrauen verraten, das die Republik in ihn setzte. Verrat muß mit dem Tode bestraft werden. Der Verteidiger erinnerte an die militärischen Erfolge des Generals und sein Verhalten im Entstehungsstadium der Republik. Wessen er sich schuldig gemacht hat, das ist nicht politische Revolte, das ist lediglich militärische Auflehnung, die nicht mit dem Tode bestraft werden kann.

General Sanjurjo steht in der jüngsten Geschichte Spaniens als eine der bekanntesten und angesehensten Persönlichkeiten da. Er war es, der den König im April 1931 zum Rücktritt ohne militärische Einmischung veranlaßte. Damit hat er dem Lande Blutvergießen erspart und den Uebergang zur Republik erleichtert. Ihm gelang es auch, den kommunistischen Putschversuch des Fliegermajors Franco zu vereiteln. Die große Autorität, die er genoß, verdankte er namentlich seinen militärischen Erfolgen in Afrika. Es wird ihm das Zeugnis gegeben, daß er sich niemals durch persönlichen Ehrgeiz zum Handeln bestimmen ließ. So mag es die Enttäuschung über die von ihm anfänglich unterstützte Republik und über ihre jetzige Regierung sein, die ihn in die Verbindung mit unzufriedenen rechtsstehenden Elementen trieb. Von der Regierung, die seit ihrer Neubildung im Dezember 1931 ein Kabinett der Sozialisten und der äußersten Linken bildet, ohne jegliches Zugeständnis an Bürgerliche und gemäßigte Kreise, mochte er sich nur Uebles für das Land versprechen. Er entschloß sich zur Revolte im Glauben an seinen militärischen Einfluß. Der Putsch mißlang, und dafür muß er nun büßen. Der Prozeß war bis dahin von Unruhen in verschiedenen Landesgegenden begleitet. Die Regierung trifft die strengsten Maßnahmen gegen neue Putschversuche. F. M.

Internationales Komite Sozialer Schulen.

Am 1. internationalen Kongreß für soziale Arbeit in Paris, 1928, war im Anschluß an einen der Hauptverhandlungsgegenstände, die Ausbildung für soziale Arbeit, die Anregung gemacht worden, die sozialen Schulen aller Länder zu einem internationalen Verbande zu vereinigen, um einen regeren Kontakt zwischen den Ausbildungsstätten für soziale Arbeit herzustellen. Der Anregung folgend wurde im Jahre 1929 in Berlin das Internationale Komitee Sozialer Schulen gegründet und die Leitung einer siebengliedrigen Kommission unter Vorsitz von Dr. Alice Salomon übertragen. Wie stark der Wunsch nach einem solchen Zusammenschluß war, zeigte sich deutlich: in kurzer Zeit traten dem neuen Verbande 57 Schulen aus 16, meist europäischen Ländern bei, daneben sind die Vereinigten Staaten Amerikas, Kanada, Chile und Südafrika vertreten. Die Verbindung zwischen den verschiedenen Mitgliedern wurde in den ersten 2 Jahren nur auf dem Zirkularwege hergestellt, im Juli 1932 berief der Vorstand zum erstenmale eine Zusammenkunft der Vertreter der Schulen zu einer Zusammenkunft nach Frankfurt ein, im Anschluß an den dort tagenden internationalen Kongreß für soziale Arbeit. Wenn der große, allgemeine Kongreß vielleicht manche der Teilnehmer etwas enttäuscht hatte, so war diese, in viel kleinerem Rahmen gehaltene Vereinigung sicher für alle Beteiligten ein eben so wertvolles wie erfreuendes Ereignis. 11 Länder hatten Vertretungen ihrer Schulen gesandt, in erster Linie Schulleiterinnen und Lehrkräfte, denen sich noch zahlreiche, an der Ausbildung für soziale Arbeit interessierte Persönlichkeiten anschlossen. Sie fanden sich in den Räumen der Frankfurter Wohlfahrtsschule zu einer sehr angeregten Konferenz zusammen.

Mit der gewohnten Klarheit, Sachlichkeit und Liebenswürdigkeit leitete die Vorsitzende, Dr. Alice Salomon, die Verhandlungen in drei Sprachen, und orientierte zu Beginn über die Arbeit des Bureau seit der Gründung des Verbandes. Eine der wichtigsten Aufgaben, das Bureau de documentation, beleuchtete Frau Wagner-Beck (Soziale Frauenschule Genf). Im Anschluß an und in Zusammenarbeit mit dem Internationalen Arbeitsamt wurde eine Sammelstelle geschaffen für alles, was die Ausbildung für soziale Arbeit betrifft: Prospekte, Lehrpläne, Jahresberichte und Programme von Einzelkursen aller Schulen und andere Veröffentlichungen. Titel der Diplomarbeiten u. a. m. stehen Interessenten in einer 3000 Karten umfassenden Kartothek zur Verfügung. Um auch Auswärtigen jederzeit die gewünschte Orientierung zu ermöglichen, hat Frau Wagner durch die Genfer Soziale Frauenschule einen eigenen Auskunftsdienst organisiert.

In einem sehr interessanten Referat orientierte Miß Macadam (London) über den heutigen Stand Sozialer Schulen, deren Zahl seit kurzem auf 120 angewachsen ist. Daß nur etwa die Hälfte dem internationalen Verbande bis jetzt angeschlossen sind, beruht wohl auf der Tatsache, daß die sehr große Zahl katholischer Schulen schon unter sich international zusammengeschlossen sind, andere Schulen können aus finanziellen Gründen sich keinem internationalen Verbande angliedern. Wenn trotz der Schwierigkeiten der Zeit immer wieder neue Schulen gegründet werden, so ist der Grund hierfür wohl darin zu suchen, daß gerade die heutige Not das Bedürfnis nach geschulten Sozialarbeitern in vielen Ländern dringend nötig macht, und die Bedeutung systematischer sozialer Für- und Vorsorge heute auch in Ländern anerkannt wird, die bisher auf diesem Gebiete noch wenig leisteten. — Die Dauer der Ausbildung ist heute in den meisten Ländern auf 2 Jahre festgesetzt, nur vereinzelte Staaten dehnen die Ausbildungszeit auf drei Jahre aus (Belgien). Die einheitlichste Regelung der sozialen Vorbildung weist heute Deutschland auf, wo durch einen Erlaß des Wohlfahrtsministeriums einheitliche Richtlinien für die Lehrpläne der Wohlfahrtsschulen aufgestellt wurden. Die Gestaltung der Schulen in andern Ländern variiert sehr stark, in Anpassung an die jeweiligen Bedürfnisse. Neben den Schülerinnen werden in einzelnen Schulen auch Schüler aufgenommen.

Ueber Forschungen und Erhebungen, die durch die sozialen Schulen durchgeführt werden, berichten Vertreter verschiedener Länder und zeigen, wie sehr sich viele der Schulen noch mit Forschungsarbeiten befassen. Diese werden teils durch die in der Schule Lernenden, unter Leitung der Dozenten, teils auch durch ehemalige Schülerinnen und durch die Lehrkräfte durchgeführt und kommen der praktischen Fürsorgearbeit zugute. Immer häufiger werden auch die von den Schülerinnen zum Abschluß ihrer Lehrzeit geforderten Diplomarbeiten in den Dienst solcher Forschungen gestellt. In der den Berichten anschließenden Diskussion wurde die Anregung gemacht und der Beschluß gefaßt, in Zukunft versuchsweise in verschiedenen Ländern die gleichen Forschungsgebiete von Schülerinnen bearbeiten zu lassen, um dadurch einen möglichst umfassenden Einblick zu gewinnen, wie gewisse Probleme und Tatsachen, mit denen sich die Fürsorge zu befassen hat, sich in verschiedenen Ländern auswirken. Als 1. gemeinsam zu behandelndes Forschungsgebiet wurden die Einwirkung der Arbeitslosigkeit auf das Familienleben vorgeschlagen. Wenn diese Arbeiten der Schülerinnen der verschiedenen Schulen sicher nur Einzelausschnitte aus dem großen Fragenkomplex behandeln können, so wird die Vielgestaltigkeit der in den verschiedenen Ländern zu machenden Erhebungen doch sicher einen wertvollen Beitrag liefern zu diesem, heute für jeden Sozialarbeiter wichtigsten Problem. Der Vergleich dieser Arbeiten wird aber wiederum jeder einzelnen Mitarbeiterin den Blick weiten und ihr helfen, aus dem engen Kreise des eigenen Tätigkeitsgebietes ihr Augenmerk auf die großen internationalen Aufgaben zu richten, die über der Fürsorgearbeit stehen.

Mit besonderer Spannung waren wohl von den Versammelten die Referate von Dr. Salomon und Dr. Sand (Paris) über Ausbildung leitender Kräfte für die Sozialarbeit erwartet worden, welche Schwierigkeiten die Gewinnung der richtigen Persönlichkeiten für Führerposten bereitet. Dr. Salomon wirft einleitend die Frage auf, ob gesonderte, auf höherem Niveau als die allgemeine Ausbildung durchgeführte, Ausbildungsgänge für führende Kräfte wünschenswert seien, getrennt von der allgemeinen Ausbildung für praktische soziale Arbeit. Sie hält jedoch eine von Anfang an verschiedene Zielsetzung in der Ausbildung für leitende und helfende soziale Arbeit für verfehlt und stellt die Forderung, daß unbedingt für alle Sozialarbeiter eine grundlegende, besonders auf die praktische Arbeit zielende Ausbildung gegeben werden müsse. „Führende kann man nicht ausbilden, der Führer muß sich durch seine Gaben, mehr noch durch seine Persönlichkeit bewähren, dann erst wird es möglich sein, ihn durch eine gesonderte Weiterbildung (Spezialkurse, Auslandsreisen) für seinen Aufgabenkreis wirklich wirksam vorzubereiten." Dr. Sand geht in seinem Korreferat mit Dr. Salomon einig und berichtet über sehr gute Erfolge der Ausbildung leitender Kräfte im Anschluß an die amerikanischen Universitäten und regt internationale Bildungskurse für leitende Sozialarbeiter an, ähnlich wie sie für Krankenpflegerinnen erfolgreich durchgeführt werden. In der anschließenden, sehr regen Diskussion wird allgemein das Bedürfnis nach Führerschulung anerkannt und über verschiedenartige Versuche in einzelnen Ländern berichtet und besonders auf die Notwendigkeit hingewiesen, daß die auf führenden Posten Stehenden Gelegenheit bekommen, Abstand zu nehmen von ihren täglichen Aufgaben und durch Auslandsreisen und -Aufenthalte immer wieder neue Anregung und Weiterbildung erwerben.

Der Kontakt mit dem Ausland ist aber nicht nur für die Leitenden, sondern sicher auch für alle Sozialarbeiter von großer Bedeutung. Das Internationale Komitee Sozialer Schulen hatte sich denn auch von Anfang an die Aufgabe gestellt, gerade auf diese Gebiete für die Schülerinnen, eventuell auch für Lehrkräfte sozialer Schulen einen internationalen Austausch anzustreben. Dir. Molzer, Leiter der Wohlfahrtsschule in Amsterdam, hatte es übernommen, diesen Austausch in die Wege zu leiten und berichtet von seinen Versuchen, die anfänglich auf

Isolde Kurz: Vanadis.*

Von Clara Stern.

Die Schreiberin dieser Zeilen muß mit einem Geständnis beginnen: sie hat sich in das herrliche Buch, von dem hier zu sprechen ist, nicht ohne Mühe hineingelesen. Wie ist dies zu erklären? Die Erzählung hebt nicht wie etwa ein englischer Roman mit ausgedehnten Landschafts- oder Milieu-Schilderungen an; sie führt uns vielmehr sofort zum Sitz und Mittelpunkt des großen Geschlechts, von dessen Schicksalen zu lesen wir später nie ermüden werden. Es ist ein alter, in der Nähe einer süddeutschen Kreisstadt gelegener Herrensitz, der die drei Generationen Folkwang-Von der Mühl beherbergt, die, in ihren Besonderheiten meisterlich geschildert, so recht geeignet scheinen, uns ans Herz zu wachsen. Wie ist es zu erklären, daß der Leser nicht sofort erwarmt? Aehnlich mag es dem Liebhaber der Manets, Fantin-Latours, Daumiers ergehen, wenn er sich plötzlich in die Tribuna der Uffizien versetzt sieht. Reine, erhabene Schönheit zu genießen sind wir nicht mehr unmittelbar befähigt. Die großen Russen, die großen Skandinavier, so erdnah, so sonnenstimmernd, so weltenweit von endgültiger Festlegung des Bösen und Guten, des Erhabenen und Gemeinen, des Schönen und Häßlichen entfernt, sie haben im Lauf der Jahrzehnte unsere Art, das künstlerische Nachbild der Welt zu erleben, beeinflußt. Das Auseinanderlösen der Seelenschichten des Bewußten und Unterbewußten, der kaleidoskopartige Wandel der Empfindungen, wenn auch häufig der Geschlossenheit der dichterischen Schöpfung abträglich, sie konnten nicht anders als auf die Betrachtungsweise der Generationen ihren prägenden Einfluß üben. Findet man sich nun mit einemmal in die Tribuna des reinen Schönen versetzt, so ist eine gewisse Fremdheit, ein gewisser innerer Widerstand zu überwinden. Dies edle Geschlecht, dessen hervorragendere Glieder, von der gemeinen Alltäglichkeit kaum berührt, eine Atmosphäre des Höheren, Geistigen um sich schaffen, diese Atmosphäre tiefer Bildung selbst-praktisch-menschlich so innig erwünscht, aber in Dingen der Phantasie fast außer Kurs — es ist kein eingeborenes Interesse mehr da, auf das sie in uns zählen könnten. Aber allmählich ergreift uns die Künstlerhand. Mehr und mehr zwingt sie uns in ihren Bann. Nun blättern wir zurück und nehmen mit wachem Interesse in uns auf, wogegen wir uns zuvor gesträubt. Schon sind uns diese Menschen lieb geworden, die lebensvolle, alles verstehende, herzensjunge Großmutter von der Mühl, der hochgesinnte, seit dem Tod seiner schönen, jungen Gattin von Schwermut umschattete Schwiegersohn Folkwang, die Schar der Kinder, deren Eigenart sich schon von Anbeginn als teils von der Lichtgestalt der Mutter, teils von dem sehnsuchtsschwer ins Höhere beschwingten Geist des Vaters geprägt ankündigt. Vanadis vor allem (Beiname der Göttin Freya), der mit diesem Namen von dem Mythenforscher, ihrem Vater, der Weg ins Außergewöhnliche schon gewiesen scheint, lebt hier ihr romantisches Kinderleben voll ahnungsvoller Poesie, bald hingelagert auf die breiten Zederäste ihrer „Burg Tronje", bald ein Heldenepos leidenschaftlicher Kämpfe mit der Brüderschar ausfechtend. Schon in diesen Waffengängen um die alte Puppe, „die Lumbell", die ihrer Besitzerin geraubt und dann verbrannt wird, deutet sich die symbolische Wertsetzung der Dinge des Lebens an, den dies junge Geschlecht von dem Vater überkommen hat. Wie Vanadis so ist auch dem reich begabten Gunther „der erste Keim jenes Fernwehs in die Seele gesenkt, das immer die Heimat im Unerreichbaren suchen muß." Die Erinnerung an den verwilderten, von einem Bach durchströmten Park, der den Schauplatz der sinnvollen Spiele der Geschwister bildet, durchzieht gleich der eines verlorenen Paradieses das ganze Buch. Diesen Kindern des Lichts ist in dem unehelichen Sohn eines väterlichen Freundes ein sehr ungleichartiger Ziehbruder gegeben. Roderich ist weder schön noch hochgestimmt, noch poetisch, ein Widbling, dessen Streiche jedes höheren Sinnes entbehren, wenn sie nicht etwa zur Entwicklung des genialen Formtriebs dienen, den die Natur in ihn gelegt hat. So unähnlich ist er seinem schönen, überlegenen, universell gebildeten Vater, Egon von Solmar, daß der Zweifel nie zur Ruhe kommt, ob er nicht von der einstigen Geliebten mit diesem Angebinde, das sie dem Gewissenhaften für große Summen überlassen hat, betrogen worden sei. Jedenfalls spricht nichts in dem Vater für den Sohn, nichts zieht den Sohn zum Vater. Der Junge, der sich den Segnungen der Schule wenig zugänglich erweist und dessen rauhe Außenseite ihn in seinem Adoptiv-Vaterhaus fast wie ein Fremdkörper erscheinen läßt, saugt nichts destoweniger mit der Kraft einer naiv-genialen Natur den Geist des Hauses ein, der sich später wunderbar in ihm auswirken soll. Alle Konflikte, die in vielfacher Verschlingung so erschütternd durch diese Blätter gehen werden, sind schon in den ersten Kapiteln, bewundernswert unterbaut, angedeutet. Egon von Solmar, der einst Vanadis' Mutter leidenschaftlich geliebt und um jenes anderen Verhältnisses willen auf sie verzichtet hat, ein Kenner und Genießer höchster Lebenswerte, aber ohne die Kraft des Zugreifens, hat die geliebte Frau in die Arme Heinrich Folkwangs hinübergleiten sehen. Die Ihren sind dann nach ihrem frühen Tod die Steinen geworden. So hat er insbesondere über Vanadis' Kindheit und erster Jugend „wie ein Gestirn gestanden". Alles Liebste, was sie besitzt, so der Von Fallada, den sie reitet, ist seine Gabe. Aber schon beginnen Wolken sich über der Stätte ungetrübten Jugendglücks zu sammeln. Vanadis, fast erwachsen und in ihrer beseelten Schönheit schon Gegenstand mannigfachen Begehrens, empfindet zum erstenmal den Gegensatz ihrer reinen, sehnsuchtsvollen Lebensfülle zu den gemeinen Lösungen der Welt. Noch gespannter gestaltet sich ihres hochgestimmten Bruders Gunther Verhältnis zum Leben, der, gleichsam „ein irrender Ritter des Idealismus inmitten der alles Geistige leugnenden grobsinnlichen Anschauungen der Zeit," für sich und die von ihm geleitete Jünglingsschar unbedingte Reinheit zum Gesetz erhebt. Diese ideellen Trübungen werden durch einen Wechsel der Verhältnisse der Folkwangschen Familie schicksalhaft beeinflußt. Das schöne Besitztum, in dem alle wurzeln, ist nicht länger zu halten. Der Park muß aufgegeben werden. Der Käufer, dessen unzarter Werbung Vanadis mit schroffer Abweisung begegnet, rächt sich, indem er die herrliche Zeder, die „Burg Tronje" ihrer Kindheit, fällen läßt und dem Herrenhause eine Fabrik gegenübersetzt, deren unaufhörlicher Lärm insbesondere dem Vater unerträglich ist. Der Einzige, der helfend hätte eingreifen können, Egon von Solmar, ist in östlichen Ländern unerreichbar. So wird auch das Haus verkauft, in dem nur für die Großmutter einige Zimmer zurückbehalten werden. Es ist wie eine Vertreibung aus dem Paradies, darum

* Isolde Kurz, Vanadis. Der Schicksalsweg einer Frau. Rainer Wunderlich Verlag, Tübingen.

ziemlich große Schwierigkeiten stießen. Der Wunsch nach einem internationalen Austausch ist wohl in verschiedenen Ländern sehr groß, allgemein wird anerkannt, wie wichtig es sei, daß einerseits die Absolventinnen sozialer Schulen während oder nach ihrer Ausbildung ihre Kenntnisse und ihren Blick durch Auslandsaufenthalte erweitern, andererseits, daß auch die jahrelang in fester Berufsarbeit stehenden Fürsorgerinnen aus ihrer täglichen Kleinarbeit von Zeit zu Zeit herauskommen, um neue Arbeitsfreudigkeit zu erlangen.

Nach Anhören der Berichte und Vorschläge von Dir. Molzer wird einstimmig beschlossen, in Zukunft einen regelmäßigen Austausch von Absolventinnen angeschlossener Schulen zu organisieren und Möglichkeiten zu schaffen, auch weniger Bemittelten einen Auslandsaufenthalt zu ermöglichen durch Schaffung von Stipendien und Freistellen, denen im Austausch entsprechende Freistellen in ausländischen Familien oder Schulinternaten zur Verfügung stehen würden. Ferner wird die Durchführung von Ferienaufenthalten im Ausland für ausgebildete Fürsorgerinnen angeregt, wie sie zurzeit auf Einladung des Vereins diplomierter Schülerinnen der Sozialen Frauenschule Zürich probeweise durchgeführt werden. So könnten die sozial Arbeitenden verschiedener Länder in engeren Kontakt kommen, könnten persönliche Fühlung nehmen mit ausländischen Kolleginnen und dabei lernen, was in andern Ländern angestrebt und erreicht wird. Mehr als auf irgend einem andern Gebiete ist es wohl auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege heute notwendig, daß wir versuchen, uns von Land zu Land beizustehen, damit die Fürsorgenden, an die heute in manchen Ländern fast übermenschlich große Anstrengungen gestellt werden, unter ihrer Last nicht zusammenbrechen, sondern weiter auf ihren Posten bleiben können, um den einzelnen Notleidenden und der Allgemeinheit zu dienen, denn

„wenn es einen Beruf auf der Welt gibt, der zum Frieden führt, so ist es der des Sozialarbeiters, der keine Grenzen kennen darf, keine Unterschiede der Rassen und der Konfessionen."

Mit diesen Worten schloß Dr. Salomon die Konferenz. Und ein jeder, der diese Tagung mitgemacht hatte, war sich wohl dessen stark bewußt geworden, welche große internationale Verantwortung auf den Sozialarbeitern liegt, und daß der Hauptwert dieses internationalen Zusammenschlusses der sozialen Schulen wohl darin besteht, daß die Vertreterinnen der Schulen vieler Länder auf diesen Tagungen Gelegenheit zu persönlichem Kontakt bekommen, daß man durch Referate und durch Besprechungen mit einzelnen oder kleinen Gruppen von Schulleitern und Lehrkräften von den gemachten Anstrengungen hört, die Schwierigkeiten und Bestrebungen jedes Landes besser kennen und verstehen lernt und die Notwendigkeit des festen Zusammenstehens von Land zu Land wieder deutlicher erkennt und das durch die internationale Zusammenkunft Erworbene nun in die Arbeit im eigenen Lande bringt.

Mg.

Fliegende Frauen.

Es scheint, daß das Fliegen ein für Frauen besonders geeigneter Sport ist, denn in kürzester Zeit haben es Aviatikerinnen zu Glanzleistungen gebracht, denen gegenüber auch Männer nicht mit ihrer Anerkennung kargen, und keinem Frauensport oder Frauenberuf stehen die Spalten der gesamten Weltpresse so weit offen wie den Fliegerinnen. Wenn man die Zeitungsnachrichten über die Meisterleistungen von Frauen im Reich der Lüfte zusammenlegen wollte, so gäbe es schon einen ganzen Papierberg.

Flüge um die Welt, Rekordflüge, Kunstflüge, Ozeanflüge, überall hat sich die Frau als vollwertig und erstrangig gezeigt. Die Kunst des Fliegens hat also wohl nichts mit dem Geschlecht, mit körperlicher Kraft zu tun. Das zeigt am deutlichsten ein Versuch, der in London gemacht wurde. Auf einer Aviatikausstellung war durch eine Prüfungskommission ein ganz speziell konstruierter Apparat aufgestellt worden, mit dem man seine natürliche Begabung für die Kunst des Fliegens nach Punkten abmessen konnte. Für die beste Punktzahl war ein Preis in Form eines Gratisfliegerkurses ausgesetzt worden. Die Konkurrenz war groß und wie zu erwarten, war die männliche Bewerberzahl die stärkste. Und doch war es nicht ein Mann, der den Preis gewann, sondern ein — junges Mädchen! Der Prüfungsapparat hatte auch gar nicht gelogen, denn dieses junge Mädchen setzte schon in den ersten Flugstunden durch ausgezeichnete Alleinflüge, Kunstflüge und tadellose Landungen ihre Lehrer in Erstaunen.

Wollte man eine Geschichte der fliegenden Frauen schreiben, all der Amy Johnson, Winifred Spooner, Emilia Earhart, Mrs. Bruce, Maryse Bastiè und wie sie alle heißen, fürwahr, es gäbe heute schon einen stattlichen Band. Immerhin, eine Geschichte der bekanntesten deutschen Fliegerinnen, wie Elly Beinhorn, Liesel Bach, Marga von Etzdorf, Melitta Schiller und andern Größen unter den Fliegerinnen existiert bereits, und sie liest sich wie ein Roman („Frauen fliegen", Deutsche Verlagsgesellschaft, Berlin 1931). Man macht sich nicht leicht ein Bild von der sachlichen Tüchtigkeit, von Mut und Ausdauer, die die Frauen bisher an den Tag legten, und dabei ist die Fliegerei bekanntermaßen kein Kinderspiel. Man lese nur nach, wie es zum Beispiel Elly Beinhorn auf ihrem berühmten Afrikaflug erging. Sie war gerade auf dem Wege nach Timbuktu am Nigerfluß, 60 Kilometer vor Timbuktu streikte der Motor und sie mußte notlanden. Ein Flügel wurde dabei beschädigt. Elly Beinhorn war allein auf weiter afrikanischer Flur. Glücklicherweise hatte sie just vor der Landung einen Neger davonrennen sehen, und konnte ihn im nahen Busch wieder entdecken. Mit einer Zigarette, die sie ihm anbot, wußte er nichts anzufangen. Durch Zeichensprache gab sie ihm zu verstehen, daß er einen Brief im nächsten Dorf bestellen sollte, der Junge kam aber nicht wieder, so daß sie sich selbst auf den Weg machte. Aber sie konnte sich mit niemandem verständigen. Kein schwarzer Soldat, (die Soldaten verstehen meist französisch), war zu entdecken. So war sie allein als weiße Frau unter den Schwarzen. Alles war höchst primitiv und mangelhaft, wie die Verständigung so auch das Lager, das man ihr anwies. „Kein Schlaf möglich, der Moskitos wegen. Fieber kam auf. Langsam schlichen die Tage. Aussätzig war des Häuptlings Frau, angesteckt schon waren die Kinder. Unheimlicher wurde die Stimmung, das Barometer des Mutes sank langsam tiefer. Ungewiß war, was nun kommen sollte. Wohl ging der Häuptling mit ihr auf die Düne. Weithin dehnte sich das Land, klar war die Sicht. Ausgestreckt wies der Häuptling mit der Hand in die Ferne! Da war ein Funkturm zu sehen. Timbuktu, sagte der Alte!" Aber wie dorthin gelangen? Am dritten Tag erschien ein schwarzer Soldat, der französisch sprach. Die Fliegerin war sich klar, daß sie um jeden Preis mit dessen Hilfe kortkommen mußte, sonst war ihr Schicksal ungewiß. So sagte sie zu dem schwarzen Soldaten: „Höre, Du mußt mich nach Timbuktu bringen!" Und es entwickelte sich folgendes Gespräch:

„Der Alte wird Dir keine Ochsen geben, und Ochsen brauchen wir."

„Ich habe Geld, ich werde sie ihm bezahlen."

Er wird für Geld nicht geben, Du mußt ihn schlagen."

„Ich kann ihn doch als Frau nicht schlagen."

„Du mußt es, er gibt sonst die Tiere nicht!"

„Wir wollen es mit Geld versuchen, komm!"

Es traf sich aber so, wie der schwarze Soldat gesagt hatte. Der Alte gab die Ochsen nicht her, obwohl Elly Beinhorn reichlich Geld bot. Da blieb ihr nichts anderes übrig, als ein am Boden liegendes Beil aufzuraffen und ihm zu drohen: „Wenn Du jetzt die Ochsen nicht gibst, dann werde ich Dich mit diesem Beil schlagen!" Sie hatte es auf Deutsch gesagt, nur als Begleittext zur drohenden Gebärde. Und siehe da! Es wirkte wie ein Zauberwort, sie erhielt die Ochsen. Malariakrank, mit einer Expedition von 3 Ochsen und einigen Schwarzen machte sich Elly Beinhorn auf den Weg nach Timbuktu, wo ihr der dortige Gouverneur weiter helfen konnte. —

Aber bei den Fliegerinnen gibt es immer Abenteuer, immer wieder eine Partie, aus der man sich herauszieren muß. Liesel Bach geriet gelegentlich eines internationalen Kunstfliegens in Italien in eine fatale Situation, bei der sie nicht weniger großen Mut zeigen konnte. Zum ersten Male hatte sie eine Fallschirmabspringerin an Bord genommen: Lucie Byczkowski, bekannt durch ihre Absprünge aus dem Rückenflug. Da Liesel Bachs Maschine sich nicht für den Rückenflug eignete, wagte die Fallschirmabspringerin den Sprung aus halber Rolle. Wenn Lucie Byczkowski heute von jenem Fluge erzählt, dann leuchten ihre Augen vor Begeisterung über die selbstverständlich Sicherheit von Liesel Bach. Infolge plötzlicher Böen geriet die Abspringerin mit ihrem Fallschirm auf ein Dach. Liesel Bach legte die Maschine in scharfe Kurve, ging tiefer und tiefer, drosselte den Motor, stellte ihn ab, rief zu der Kameradin hinüber, ob sie sich verletzt habe, und gab aufs neue Gas, als sie hörte, die Landung sei „wunderbvoll" verlaufen. Die Abspringerin wurde von ihrem Dach durch die Feuerwehr befreit. Der Jubel der Italiener war ohne Grenzen. Die Kühnheit der beiden Mädchen erregte mit Recht höchste Bewunderung, und sie wurden von allen Seiten mit Ehren überhäuft. —

Solche Beispiele könnte man nicht nur zu Dutzenden, sondern gleich zu Hunderten aufzählen. Es ist also nicht allein der Kampf mit den Elementen, der zur Fliegerei gehört, ein, es sind auch Gefahren ohne Zahl, denen getrotzt werden muß. Ständig kommen peinliche Situationen, in denen man sich zurechtfinden muß. Daß auch die Frau sich zu helfen weiß und hohen Mut besitzt, außer der eigentlichen fliegerischen Begabung, das hat sie vielfältig bewiesen! (—)

Liebt die Telephonistin ihren Beruf?

Die eidgenössische Oberpostdirektion hat kürzlich eine Umfrage unter ihren Telephonistinnen veranstaltet. An der Spitze des an sie gesandten Fragebogens stand die Frage: Lieben Sie Ihren Beruf? Der Fragebogen ging an 1298 seit zwei Jahren im Amte stehende Angestellte, davon haben 512 den Bogen beantwortet und zurückgeschickt. In den „Technischen Mitteilungen" veröffentlicht J. Hubschmid das Ergebnis dieser Umfrage. Der Beruf der Telephonistin gilt als sehr anstrengend und nervenschädigend. 91 Prozent der Antwortenden, also fast alle, lieben aber ihren Beruf trotzdem, 43 Telephonistinnen heben das „Ja", wie Hubschmid schreibt, noch besonders hervor, indem sie hinzufügen „ja sehr"; „von ganzem Herzen"; „ich schätze meinen Beruf"; „vor eine neue Wahl gestellt, würde ich trotz manchen Unannehmlichkeiten nochmals den Telephonistinnenberuf ergreifen (nach 25 Jahren!)", und „ja, sehr, ich habe meinen Beruf oft mit andern Frauenberufen verglichen und hätte nur mit wenigen tauschen mögen".

Andere wiederum lieben ihren Beruf als solchen und bemerken dies auch nachdrücklich, haben aber gewisse Aussetzungen zu machen, z. B.: „man könnte den Verleider bekommen, weil die Arbeit nicht genügend geschätzt wird"; „der Ortsdienst ist nicht interessant"; „ja, was die Arbeit, nicht aber was die Wirkung auf die Gesundheit anbelangt"; „manchmal überlastet"; „zu anstrengend" usw.

Die Zahl der wirklich Unbefriedigten ist verhältnismäßig gering, denn nur 26 von 512 Telephonistinnen oder rund 5 Prozent beantworten die Frage mit „Nein".

119 finden den Beruf sehr interessant. 102 lieben ihn, weil er vielseitig und abwechslungsreich sei und das Wissen bereichere; 99 Beamtinnen, zum großen Teil aus Ortschaften mit Uhren- oder Stickerei-Industrie und immer wiederkehrenden Geschäftskrisen, schätzen den Beruf, weil er eine sichere Stellung bietet und für das Alter eine, wenn auch nicht glänzende, so doch für bescheidene Ansprüche ausreichende Pension in Aussicht stellt. 58 Telephonistinnen lieben besonders den Verkehr mit dem Publikum; eine Beamtin empfindet es als sehr angenehm, die Kunden bedienen zu können, ohne die Waren anpreisen zu müssen.

Einzelne direkte Antworten: „Der Beruf ist modern und interessant, und es ist eine Freude, in einem Betrieb arbeiten zu können, in dem es vor- und aufwärts geht". „Das Telephon ist für den Staat ein sehr einträglicher Geschäftszweig, und es ist die Telephonistin, die ihm diese Einnahmequelle vermittelt." „Durch meinen Beruf stehe ich mitten im Leben drin; was die Allgemeinheit bewegt, erlebe ich mit. Den Fortschritt der Zeit spüre ich in den Verbesserungen der Technik und in der Anpassung des Dienstes an das moderne Verkehrs- und Handelswesen. Eine Telephonistin muß mit vorwärts, weil sie genötigt ist, sich allen Neuerungen immer wieder anzupassen." „Im Nachtdienst denke ich oft, wie schön es doch sei, einer ganzen Ortschaft bei jedem wichtigen Ereignis oder Unglück die erste Hilfe und Zuflucht sein zu können." „Der Telephonistinnenberuf hat entschieden eine erzieherische Wirkung. Ich freue mich z. B. jedesmal, wenn ich die Willenskraft aufbringe, nach einer grundlos mürrischen oder barschen Antwort eines Teilnehmers den nächstfolgenden dennoch freundlich zu bedienen."

Aus welchem Grunde aber lieben die 5 Prozent der Neinsagenden ihren Beruf nicht?

„Die ungeduldigen Teilnehmer erschweren den Beruf"; „der Beruf macht einen fürs Leben unpraktisch"; „die innere Befriedigung fehlt, weil man keinen Ueberblick hat über die geleistete Arbeit"; „keine Befriedigung, weil die Telephonistin nur eine Dienstnummer darstellt (Dienst am laufenden Band)".

Es sind dies nur einige wenige Antworten aus der Fülle des Materials, aber sind sie nicht bezeichnend für die Einstellung der Frau zu ihrem Beruf? Behaupten doch so viele, die Frau habe kein inneres Verhältnis zu ihm, betrachte ihn nur als Füllsel, als Uebergangsstadium, als ein „faute de mieux"? Sagen diese Antworten aber nicht etwas ganz anderes? Sprechen sie nicht von Berufstreue, Berufsliebe, Berufshingabe? Und würden wir, meint der „Bund", dem wir vorstehende Umfrage entnehmen, nicht alle ebenso antworten, wenn man uns die Frage stellte: Lieben Sie Ihren Beruf? Gewiß würden wir das.

Wohin führt die Soziale Indikation.

E. P. D. Wohin letzten Endes die soziale Indikation, d. h. die Berücksichtigung auch sozialer und wirtschaftlicher und nicht allein nur medizinischer Gründe beim gesetzlich erlaubten Abort, die bei der Begründung der Freigabe der Abtreibung immer gefordert wird, führt, zeigt folgender Bericht einer Aerztin, den wir der Zeitschrift „Das evangelische Deutschland" entnehmen: „Schon heute mehren sich in ärztlichen Sprechstunden die Fälle, in denen mit aller Unbefangenheit vom Arzt die Beseitigung alter, kranker und daher unbequemer Familienangehöriger durch eine Spritze oder eine Dosis verlangt wird. „Herr Doktor, es ist das beste, wir geben dem Vater eine Spritze, er hat sich nun 70 Jahre geplagt, was soll er sich länger quälen?" „Es wäre besser, Mutter ginge nun, sie ist zu schwach; wir können sie nicht so abwarten und wir brauchen auch das Bette". „Nein, daß der Mann auch nicht den Mut zum Gashahn findet, gesund wird er doch nie und die Frau schlägt sich besser alleine durch." Das sind Zeugnisse aus einem Sprechzimmer, sie sind erschütternd in ihrer naiven Grausamkeit. Die größte Rolle spielt hier nicht etwa das Erbarmen mit armen Menschen, die furchtbare Schmerzen leiden, sondern maßgebend sind rein wirtschaftliche Gründe. Erst lehnen die Eltern die Kinder ab, dann die Kinder die Eltern, weil „man sich besser allein durchbringt".

Weibliche Ingenieure.

Der Fortschritt der Ingenieurinnen, der bei uns noch nicht augenfällig in Erscheinung tritt, wird ganz besonders durch die Women's Engineering Society beleuchtet, einer englischen Vereinigung, die, wie wir der „Oesterreicherin" entnehmen, sich das Ziel setzt, für alle Interessen weiblicher Ingenieure einzutreten und die Arbeit weiblicher Ingenieure möglichst bekanntzumachen. Der Vereinigung, die erst kürzlich eine Aeronautische Sektion ins Leben gerufen hat, gehört eine stattliche Anzahl von Ingenieurinnen an, die sich verschiedensten Spezialzweigen zugewendet und zum Teil auch schon angesehene Stellungen errungen haben. Als Tochtervereinigung wurde von den Ingenieurinnen die Women's Electrical Association begründet, um im Interesse der Nutzbarmachung der Elektrizität im Haushalte eine Zusammenarbeit von Hausfrauen und Ingenieurinnen in die Wege zu leiten. Beide Vereinigungen entstanden auf Initiative der Ingenieurin Karoline Haslett, die auch heute noch die Seele beider Vereinigungen ist. In Anerkennung ihrer Tätigkeit wurde sie als erste technisch wirkende Frau vom König von England zum Commander des Ordens vom Britischen Kaiserreich ernannt. Als Mitbegründerinnen wirkten Margaret Partridge, die erste Engländerin, die sich als „Domestic Engineer", als Erbauerin arbeitsparender Haushaltapparate einen Namen gemacht hat, und Mrs. G. H. Willson, die wohl nicht eine geprüfte Ingenieurin ist, sich aber als Fabrikarbeiterin und später als Mitarbeiterin in der Drehbankfabrik ihres Gatten ein so großes technisches Wissen angeeignet hat, daß sie jetzt in gewissen technischen Fragen als Experte gilt. Ihre Spezialität ist der Bau von Häusern mit arbeitsparenden Einrichtungen.

Werbet fleißig neue Abonnenten für Euer gutes Blatt!

---

nicht weniger tragisch, weil sie sich stufenweise vollzieht. In der häßlichen, sonnenlosen Vorstadtwohnung, in die sie übersiedeln, wird niemandem wohl. Banadis, am stärksten betroffen, folgt der Einladung einer alten Freundin des Hauses und findet in den Anregungen des hauptstädtischen Lebens vorübergehend Ablenkung. Hier wirkt sich zum erstenmal der Trieb zum Fernen, Unerklärlichen, Abenteuerlichen aus, der in der Sehnsucht des Kindes nach „einer fernen schönen Insel" nur angedeutet war. Wie vom Blitz entzündet lodert die Leidenschaft für den tapferen Offizier in ihr auf, der in der neuen Welt an der Grenze aller Kultur die wildesten Indianerstämme bekriegte und der eigens über den Ozean gekommen ist, um das ihm geschilderte „schöne Wunder" sich zu erringen. Wenige Tage durchleben sie in überschwänglicher Seligkeit; noch hat Banadis sich den Ihrigen nicht anvertrauen, ihnen den Verlobten nicht zuführen können, da ruft ein Telegramm Edwin Leo in das von einem Indianerüberfall heimgesuchte überseeische Gebiet zurück. Beide vertrauen fest auf das Glück, das dem kühnen Reiteroffizier bisher in nie versagendem Maße treu war. Die Großmutter, der einzig Banadis sich offenbart, meint kopfschüttelnd: „Wozu nun alles, was du gelesen hast? Wozu Musik, Malerei und die großen Dichter?" „O Großmutter," sagt Banadis, „ich hole mir das Schöne nur an seinem Ursprung." Inzwischen hat das Unheil, das sich an die Schattenwohnung der „Fehlhalde" knüpft, seine ersten Fäden gesponnen. Der Vater, seit dem frühen Tod der Gattin nie mehr ganz dem Licht zugewandt, versinkt in Schwermut. Vor der zurückgekehrten Tochter, in deren verwandelten Wesen er das Geheimnis ihrer Liebe ahnt, steigert sich sein Tiefsinn zu schauerlicher Verwirrung. Mitunter kann er Vergangenheit und Gegenwart, Mutter und Tochter, nicht mehr unterscheiden. In ihrer voll erblühten Schönheit gleicht sie Eugenien, ihrer Mutter in deren Brautzeit. Das Begehren des Halbirren erwacht, angefacht und zurückgehalten durch das noch nicht erloschene Bewußtsein ewiger Satzungen; in ausbrechendem Wahnsinn sucht er die Tochter in das tobende Hochwasser des angeschwollenen Flusses mit hinabzureißen. „Komm linderlos und schuldlos mit hinab."

Der bewundernswerten Kunst der Dichterin ist es zu danken, daß das Grauen dieses Geschehens nicht unter die Grenze des Schönen hinabsinkt. Ein Jugendfreund der Geschwister, Oskar Wittich, der in unausgesprochener Liebe an Banadis hängt, kommt der Katastrophe zuvor. Er verbringt den Kranken in eine Heilanstalt, wo er noch jahrelang lebt, immer hohe geistige Probleme klar durchdenkend, aber in der Rolle eines Abgeschiedenen, der keinen Blick zurücksenden kann. Ueber Banadis, die eingesponnen in ihr persönliches Glück, dem ersten Schlag standgehalten hat, bricht, angekündigt durch einen jener wunderbaren Träume, durch die sich dem Fernblick ihrer Seele Wendungen des Geschicks voraus verkünden, ein noch schrecklicheres Verhängnis herein. Ihr Geliebter ist, nachdem er zuerst von den Indianern geraubte weiße Frauen ihnen wieder abgejagt, von jenen mit seinem Regiment in eine Falle gelockt und nach furchtbarem Kampf getötet worden. Verständnislos steht sie vor dem Entsetzlichen. „Der ungeheure Schmerz fand keine Tür um einzudringen." Bei der alten Freundin, wo das Glück über sie gekommen war, erwartet sie in einem Zustand der Erstarrung die Bestätigung der ersten Schreckenskunde. Nach dem Erlöschen der letzten Hoffnung versagt jeder Lebensimpuls in ihr. Unbemerkt beschränkt sie mehr und mehr die Nahrungsaufnahme. Sie würde dahin geschwunden sein, hätte sich ihrem zerrissenen Herzen nicht ein würdigerer Weg, dem Geliebten nachzusterben, gezeigt. In einer großen norddeutschen Stadt ist eine Typhusepidemie ausgebrochen, der mit den Patienten viele Pflegerinnen zum Opfer gefallen sind. Heimlich bricht sie dahin auf und setzt ihr Leben für die Kranken ein, bis sie selbst von der Seuche erfaßt wird. Für die Ihren verschollen, nur unter dem Namen „Schwester Eugenie" bekannt, liegt sie wochenlang ohne Bewußtsein. So findet sie, durch einen Zufall geleitet, Egon von Sosmar. Von den zarten und verschwenderischen Zeichen seiner Freundschaft umgeben, wird sie dem Leben zurückgewonnen. Inzwischen ist die unselige Fehlhalde der Schauplatz noch tragischeren Schicksals geworden. Eine schöne, verwöhnte hanseatische Verwandte, die schon vor Jahren, als sie bei der Folkwangschen Familie zu Besuch eingekehrt, des eben erwachsenen Gunthers Herz in Flammen gesetzt hatte, war wieder aufgetaucht. Oberflächlich-weltlich hatte dieses „Märchen" (von Marx — übrigens die einzige nicht ganz rund herausgekommene Gestalt des Romans) in einer Vernunftheirat ihr Glück gesucht. Um den Fehlbetrag zu decken, der auch ihrer seichten Seele fühlbar wird, nimmt sie das alte Spiel mit Gunther wieder auf. Wieder verfällt er ihrem Zauber. Aber sein reiner, hoher Geist wappnet sich, indem er sie in seine Sphäre zu heben, sie mit seinen Idealen zu erfüllen sucht. Während sie ihm zu folgen scheint, sinnt sie nur darauf, den Makellosen zu Fall zu bringen. „Sie wollte diesen Jüngling, der ihr mit jedem Blutstropfen hörig war, und der sich doch eigensinnig von ihr fern hielt." Zwei Tage bevor ihr Gatte sie zurückholt, gelangt sie zu ihrem Ziel. In der Nacht nach ihrer Abreise macht Gunther seinem Leben, das ihm wertlos geworden ist, ein Ende. „Das also ist das Ende des hohen Flugs! Der Geist, ein besoffener Wächter, vergißt sein Amt, und der Mensch geht in die Falle der Natur." Roderich ist es, der diese Zeilen unter den verkohlten Papieren seines geliebten Ziehbruders entdeckt, als der Einzige, dem sich das tragisch dunkle Schicksal enträtselt. Dem Sohn, der dem Hanseatenpaar geboren wird, werden Gunthers strahlende Augen und alle Gaben seiner Phantasie eignen, aber auch die gleiche dunkle Wolke wird das Geschick „dieses Eisensohnes" überschatten.

(Schluß folgt.)

Negerdichtnug.

Im Verlag Wolfgang Jeß, Dresden, erschien als erster Band einer dreibändigen „Schwarzen Serie" eine Negerantholoogie „Amerika singe auch ich", Dichtungen amerikanischer Neger, herausgegeben und ins Deutsche übertragen von Hanna Meuter und Paul Thorsknppen (Preis 3.50 Mark).

Einige 40 Gedichte bieten charakteristische Proben der heutigen Neger-Renaissance. Vervollständigt wird die Auswahl durch Belege aus dem amerikanischen schwarzen Volksgesang und der älteren schwarzen Kunstdichtung Amerikas. Nicht den heute so beliebten Negersongs, also ist durch die Sammlung eine neue Verbreitungsmöglichkeit geschaffen worden, sondern es handelt sich um eine erste Darbietung echter amerikanischer Negerkunstdichtung in deutschem und überhaupt europäischem Gewande. Der Zeitraum von etwa 1895 bis 1905 rückte die Negerkunst in das Zeichen des Liberalismus: die Ideale des Negers erscheinen als allgemein menschliche, nicht differenziert gegenüber irgendeiner andern Kultur. Zwischen 1912 bis 1915, aber am leuchtendsten, in den Jahren 1917 bis 1922, und nun im besten Sinne kultiviert, entstrahlt der Rassesymbolismus der schwarzen Dichtung. Wohl wurde die Negererfahrung zugrundegelegt, doch jetzt veralmenschlicht und meist in traditionellen poetischen Formen und

Vom amerikanischen Gefängnis- und Polizei-Wesen.

Von Dr. jur. et rer. pol. Edith Ringwald-Meyer.

(Schluß.)

Auf jedem Stock gibt es, 6 Stock hoch, je 8 Reihen Zellen, einen Chraum und einen Tagesraum. Sehr geschickt ist die Anordnung; von einem ganz kurzen Gang gehen die Räume nach rechts und links, so daß eine Aufsicht alles samt Treppenhaus und Aufzügen überwachen kann. — Eine Zelle enthält ein sehr gut federndes, aufklappbares Bett, einen kleinen aufklappbaren Tisch, eine hygienische Toilette, eine winzige Wasserleitung, zwei Kleiderbügel, einen winzigen Metallspiegel, eine kleine Fußmatte. Ein kleines Karo im großen blinden Fenster läßt einen Blick auf die Welt zu für die Begünstigten, deren Zelle den Straßen zugewendet ist. Die Türe besteht aus Gitter. Für Widerspenstige sind etwa 20 Dunkelzellen eingebaut.

Die Kirche ist sehr geräumig. Die freie Bestuhlung, das hell hereinflutende Licht, lassen tatsächlich das Gefühl nicht aufkommen, daß man sich in einer Anstaltskirche befindet. Ein nach dem Vorbild der Drehbühne in modernen Theatern konstruierter Altar läßt sich durch eine Wendung dem katholischen, methodistischen und jüdischen Gottesdienst dienstbar machen. — Aus einer gut ausgestatteten Bibliothek können sich die Gefangenen für ihre Freizeit Unterhaltungslektüre entleihen. — Die Küchen und Waschküchen sind eine Anhäufung letzter technischer Errungenschaften. Der ganze 11. Stock des Gefängnisses ist zu Spitalszwecken eingerichtet. Ein großer und ein kleiner Operationssaal, ein Röntgenlaboratorium, selbst eine eigene Küche für Diätkost sind vorhanden. — Ein Dachgarten ersetzt den fehlenden, für die Bewegung der Inhaftierten unumgänglichen Gefängnishof. Es gibt da Miniaturtennisplätze, auch Liegestühle sind aufgestellt. Die Benutzungsdauer ist an Wochentagen kürzer als am Samstag und an Sonn- und Feiertagen. Die Benutzung geschieht in Abteilungen, denn das Gefängnis ist für hunderte von Insassen berechnet, und der Dachgarten ist nicht groß. — Die Gefangenen haben unter der Aufsicht von Wärterinnen das Haus inklusive Küche und Wäsche zu versorgen und sollen nebenbei ihren Fähigkeiten entsprechend noch Beschäftigung finden. Auch ist Unterricht in weiblichen Handfertigkeiten und allgemeinen Bildungsfächern vorgesehen. — Acht Stunden sind für Arbeit jeder Art, Hausarbeit eingeschlossen, vorgesehen; vier Stunden insgesamt für Essen und Erholung; vier Stunden kann die Inhaftierte für sich verwenden; acht Stunden sind auf Schlaf berechnet. 10 bis 12 Stunden ist der Häftling in seine Zelle eingeschlossen, die durch die Gitterung ein Reden mit der Nachbarschaft und dem Gegenüber zuläßt. Den Tag verbringt man gemeinsam. — Im Winter treten Film und Radio in Tätigkeit. — Das Detention-house ist entschieden der humanste Käfig, den es im Augenblick auf der Welt gibt. Es trägt der Besserungstheorie in reinster Form Rechnung. Hoffen wir, daß bei den Insassen die gesteckten Ziele im Laufe der Zeit auch Früchte tragen werden. Möge es damit den Satz verwirklichen, bessern ist die Forderung der Vergangenheit, vorbeugen die göttliche der Gegenwart.

Während der Wanderung durch das Haus lernte ich Mary Hamilton, United States' erste Polizeibeamtin, kennen. Bei einer nachfolgenden Teesunde erzählte sie mir schlicht von ihrem Werdegang: 35 Jahre zurück habe sie ihre erste Tätigkeit als Verwalterin von Mietskasernen zum Nachdenken gebracht über die Aufgaben, die die Gesellschaft an Frauen und Kindern zu lösen habe. Jeden Zweig von Handel und Gewerbe lernte ich in den folgenden 20 Jahren kennen. Jedweder sozialen Aufgabe sah ich mich gegenübergestellt. Ehe und Mutterschaft erweiterten meinen Gesichtskreis. Kurse an der Philantropischen Schule und an der New Yorker Universität vertieften meine praktischen gesammelten Erfahrungen. — Nachdem ich 1914 über 100 Polizei-Abteilungen von Boston bis Los Angeles besichtigt hatte, beschrieb ich das amerikanische Polizeisystem. In jener Zeit war die weibliche Polizeibeamtin noch ein ferner Gedanke. Jahre später erst wurde ich erwählt. Seit dieser Zeit sind weitere 120 Beamtinnen eingestellt worden. — Unsere Arbeit ist erst im Anfang.

In der folgenden Nacht verschlang ich Mrs. Hamiltons mir überreichtes 1924 erschienenes Werk „The Policewoman, her Service and Ideals", in welchem sie die gegenwärtigen Aufgaben der Beamtin, ihre Ausbildung, ja selbst die Klippen beschreibt, die ihrer beruflich harren, und worunter sie als erste die Politik bezeichnet.

Nr. 14 der von der National Commission on Law Observance and Enforcement herausgegebene Bericht handelt von der Polizei. Nachdem die allgemeinen Schäden, wie durch Zunahme des Verkehrs, des Lasters, Spiel und Alkoholschmuggels zu wenig und vor allem unvorgebildeter Polizisten, Uneinheitlichkeit der Verwaltung, Unhandlichkeit oder Mangelhaftigkeit der Gesetze, klargelegt worden sind und als Gegenmaßnahmen Beseitigung des korruptierenden Einflusses der Politik, ausreichend vorgebildete und bezahlte Beamte anempfohlen werden, wird befürwortet, die Ausdehnung des Betätigungsfeldes der Polizistin in der Behandlung der Frauen, der jugendlichen Rechtsbrecher und für den notwendigen Kontakt zu sozialen Fürsorgestellen. Verbrechenbeschränkung sollte, ideal gedacht, das Endziel selbst der Polizeiverwaltung sein.

Die gedrungene, dank ihrer scharfen Augen, ihrer gütigen, dabei bezwingenden Stimme nicht wie eine Großmutter Wirkende, die sie tatsächlich ist, verkörpert nach diesem Berichte von 1931 in eigener Person das höchste Ideal einer Polizeiassistentin, das sie in ihrem Werke von 1924 gibt wie folgt: Hilfsbedürftigen und Hilfsuchenden eine Mutter zu sein, wie eine wahre im Heim, die ihre in Not und Bedrängnis geratenen und sich zu ihr flüchtenden Kinder ans Herz nimmt.

Müttersterblichkeit.

Auf dem Parteitag der englischen Arbeiterpartei sprach der Gesundheitsminister über die hohe Sterblichkeit der Mütter und stellte Forderungen über Maßnahmen zu deren Eindämmung. Er führte u. a. aus: „Es ist eine tragische Tatsache, daß in diesem Land der tödlichste von allen Berufen die Mutterschaft ist. Die Sterblichkeit unter den Müttern ist höher als unter den Bergarbeitern. In jedem Jahr sterben 3000 Mütter im Wochenbett! Es müssen ausreichende Vorkehrungen getroffen werden für die Behandlung der Mütter vor und nach der Geburt, für die Errichtung von Entbindungs- und Mütterheimen. Es muß ein staatlicher Mutterschaftsdienst eingerichtet werden und nicht nur in England, sondern überall wo Arbeitermütter leben.

Alkohol im Leben großer Männer.

In seiner Selbstbiographie (Volksausgabe 127 ff.) berichtet Richard Wagner die näheren Umstände, die zu seiner ersten, bekanntlich unglücklichen Ehe mit Minna Planer geführt hatten.

Wagner empfand große Achtung vor der fähigen und ihm sehr wohlgesinnten Schauspielerin. Aber, so schreibt er: „Eines Abends hatte ich versprochen, bei Minna in Gesellschaft der älteren Freundin den Tee zu nehmen. Unvorsichtigerweise hatte ich mich zuvor zu einer Partie Whist engagiert, welche, trotzdem sie mich sehr langweilte, von mir dennoch in der Absicht verlängert wurde, erst spät Minna zu besuchen, um die mir unbequem gewordene Genossin bis dahin entfernt zu wissen. Dies gelang mir nur durch Hilfe geistiger Getränke, und so erlebte ich das Sonderbare, von einer nüchternen Whistpartie in vollkommen berauschtem Zustand aufzustehen, in welchen ich so ganz unmerklich geraten war, daß ich durchaus nicht an ihr glauben wollte. Diese Unglaubigkeit verführte mich, meinen späten Teebesuch noch abzustatten. Zu meinem ungeheuren Aerger traf ich die ältere Freundin noch an, was sofort meinen Rausch zum heftigen Ausbruch brachte. Denn als die Dame ihre Verwunderung über mein sonderbar heftiges und abstoßendes Benehmen gegen sie in scherzhaft gemeinten Ausrufen kundtat, verspottete ich sie auf so grobe Weise, daß sie entrüstet sofort das Haus verließ.

Ich behielt hierauf nur noch so viel Besinnung, das herzlich verwunderte Lachen Minnas über mein unerhörtes Benehmen wahrzunehmen. In gut gelaunter Ruhe vermochte sie sich dann selbst schnell zu einem immerhin schwierigen Entschluß zu fassen, da mein Zustand bald so bedenklich ward, daß, ohne großes Aufsehen zu erregen, an mein Fortgehen oder Nachhausefahren nicht zu denken war. Ihr Bedauern mit mir kam dazu. Sie verschaffte mir die nötigen Erleichterungen, und da ich bald in tiefen Schlaf versank, räumte sie mir ohne Zagen ihr Bett ein, welches, da ich erkannte, wo es mich weckte, mir ein an diesen Morgen sich knüpfendes langes, unendlich verhängnisvolles Lebensverhältnis mit unabweisbar wachsender Klarheit beleuchtete.

Die geahnte Sorge war in mein Leben getreten. — Ohne leichtfertigen Scherz, ohne Uebermut und irgendwelche lustige Laune zu zeigen, frühstückten wir ehrbar und sittsam miteinander, um zu der Zeit des Vormittags, wo dies unter so bedenklichen Umständen ohne Aufsehen möglich wurde, mit Minna einen langen Spaziergang vor die Tore der Stadt zu machen. Dann trennten wir uns, um fortan als offenes Liebespaar frei und ohne Scheu unseren zärtlichen Interessen nachzugehen."

Ein Bischof, Dr. E. Rolffs, fügt bei: „Daß der Alkohol hier zwei Menschen verkuppelt hatte, die nicht zueinander paßten und niemals zu einer wirklich harmonischen Ehe sich zusammenfinden konnten, zeigte sich schon vor der Trauung. Diese fand in Königsberg statt, wo Minna ein Engagement am Theater gefunden hatte und Wagner sie aufgesucht hatte in der Hoffnung, eins zu finden. Nachdem es bereits mehrfach infolge der Verschiedenheit der Charaktere und Lebensanschauungen zu heftigen Eifersuchtsszenen gekommen war, drohte eine solche noch am Tage vor der Trauung einen völligen Bruch herbeizuführen. Das Brautpaar hatte sich im Tragheimer Pfarrhaus eingefunden, um mit dem Pfarrer das Nötige zu verabreden. Dabei entlud sich die Gereiztheit, die, ein Zeichen innerer Disharmonie, ihr Verhältnis dauernd beherrschte, in einem tragikomischen Auftritt, der aber in Anbetracht der Situation doch mehr tragisch als komisch war." Wagner berichtet darüber: „Es war am Vormittag des Abends unserer Benefiz-Vorstellung, in welcher Minna die pantomimische Rolle der Fenella übernommen hatte; noch war ihr Kostüm nicht in Ordnung; Bestellungen und Besorgungen blieben übrig; regnerisches, kaltes Novemberwetter stimmte uns zum Unmut, als wir im offenen Hausflur der Pfarrei ungebührlich lang auf Vorlassung warten mußten. Hierbei kam es zwischen uns beiden zu einem Wortwechsel, der mit jäher Schnelligkeit bis zu den gehässigsten Aeußerungen führte, so daß wir eben daran waren, jedes zu verschiedenen Seiten davonzulaufen, als der Pfarrer die Tür öffnete und, betreten über den von ihm wahrgenommenen Zank, uns zum Eintritt aufforderte. So waren wir genötigt, wieder gute Miene anzunehmen; die sonderbare Situation kam uns erheiternd zum Bewußtsein; der Pfarrer ward beschwichtigt und die Trauung auf den folgenden Tag um 1 Uhr bestellt." Damit begann eine lange Leidenszeit für die beiden Menschen, sie verstanden sich je länger desto weniger, mehrfach trennten sie sich, um dann von neuem den Versuch eines ehelichen Zusammenlebens zu machen, bis Wagner mehr und mehr in den Bann ihm geistig ebenbürtiger Frauen geriet und nach fast 25jähriger Ehe sich von der Frau auch äußerlich löste, mit der er innerlich nie verbunden, sondern durch einen unzeitigen Rausch verkuppelt war.

Lady Asquith als Löwenbändigerin.

Die bekannte englische Parlamentarierin Lady Asquith gab kürzlich einen besonderen Beweis von Kaltblütigkeit und Besonnenheit und verhinderte dadurch eine lebensgefährliche Panik. Sie nahm in Cannes an einem Wohltätigkeitsfest teil, das unter dem Motto „Volksfest in Abessinien" stand. In einem Wintergarten waren mächtige Löwenkäfige mit mehreren abessinischen Löwen aufgestellt. Die Tiere ließen sich durch die Musik der Jazzband und den Lärm des Festes nicht stören. Als aber in vorgerückter Stunde eine junge Dame aus Uebermut eine Löwin mit einer Feder kitzelte, die sie von ihrem Abendhut genommen und Knallbonbons vor ihr platzen ließ, übersprang das gereizte Tier mit einem Satz das Gitter. Der Dompteur verlor den Kopf, aber noch haltloser gebärdete sich das Publikum, das zu den Ausgängen stürzte und unter die Tische kroch. Lady Asquith, die wiederholt an afrikanischen Löwenjagden teilgenommen hat, saß in unmittelbarer Nähe der Löwin, die sich zu einem Sprung anschickte. Die Lady befahl der Kapelle, die einigermaßen geschützt saß, in einem Tone, den es sicherlich kein Mensch zu widersprechen wagt, weiterzuspielen. So tönten die weichen Klänge eines Walzers durch den Raum, die das Tier besänftigten. Lady Asquith wußte um diese Wirkung, wußte aber auch, daß sie nicht allzu lange anhält. Rasch sprang sie auf die Estrade und richtete einen riesigen Scheinwerfer auf die Löwin. Diese blinzelte, drehte den Kopf zur Seite, konnte aber dem grellen Licht nicht ausweichen. Ein paar Befehle rief die Lady dem Dompteur zu, der sich inzwischen gefaßt hatte und wartete bis die Löwin wieder eingefangen war. Die Gäste brachten der Lady begeisterte Ovationen dar.

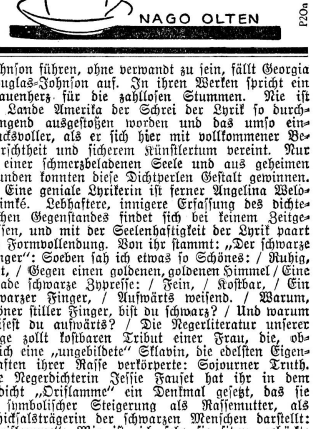
Wechselseitige Überlegenheit.

Von Felix Strus.

Jede Höherentwicklung beruht auf Arbeitsteilung, und jede Arbeitsteilung hat verschiedene Ausbildung der Fähigkeiten und daher wechselseitige Ueberlegenheit zur Folge. — Lebewesen, die zu höherer Entwicklungsstufe gelangt sind, haben sich in zwei Geschlechter gespalten, um die Aufgaben der Fortpflanzung, der Erhaltung und Weiterentwicklung ihrer Art in vollkommenerer Weise erfüllen zu können. So mußte ein mehr aktiver, nach außen gerichteter, kämpfender, beschützender und erwerbender, und ein mehr passiver, nach innen gerichteter, im Schutze arbeitender und verwaltender Teil entstehen, die im einzelnen verschiedene, aber im Endziel dieselben Aufgaben zu erfüllen haben. Im allgemeinen ist der männliche Teil — aus biologischen Gründen — in jeder Weise der aktivere, aber es gibt auch Ausnahmen: Im Volke der Bienen besteht vollkommene Weiberherrschaft. Die weiblichen Arbeitsbienen kämpfen für den Stamm, beschützen ihn und sammeln die Mittel zu seiner Ernährung, während die Männchen, die Drohnen, als müßige Kavaliere der Königin, der einzigen weiblichen Biene eines Stammes, die sich rein geschlechtlich betätigt, erscheinen, und von den Weibchen aus der Gemeinschaft entfernt werden, sobald sie dem Stamme zur Last zu fallen beginnen. Trotzdem besteht gerechte Arbeitsteilung und wechselseitige Ueberlegenheit! Darum ist das irdische Los aller Stammesangehörigen in gleicher Weise von Freude und Leid erfüllt. Die Arbeitsbienen bilden zwar die regierende Kaste, müssen aber dafür in der anstrengendsten Weise arbeiten und auf alle Liebesfreuden verzichten; die Drohnen dürfen zwar faulenzen, aber beim Herannahen des Winters werden sie hinausgebissen und dem Kälte- und Hungertode preisgegeben; und die Königin — sie darf zwar eine königliche Rolle spielen, aber — ihren Hochzeitsflug ausgenommen — ihr finsteres Haus nie verlassen, sie kann nie am goldenen Sonnenlicht erfreuen, nie schöne Blumen sehen und in ihre Kelche kriechen, um die süßen, wohlriechenden Säfte zu entnehmen und ihren Leib mit herrlichem Blütenstaube zu bepudern: wohl die größte Entsagung, die es für eine Biene geben kann!

Besonders schön können wir die wechselseitige Ueberlegenheit an unseren beiden Händen beobachten. Während die Tiere beim Gebrauch ihrer Glieder zwischen „Rechts" und „Links" keinen Unterschied machen, muß sich der Mensch zwischen seinen beiden Händen zu einer Arbeitsteilung entschließen, um größere Leistungsfähigkeit erzielen zu können. Die eine Hand muß mehr aktiv und vorangehend, die andere mehr passiv und nachfolgend werden; hierbei erscheint es vielleicht gleichgültig, welche wir nach der ersten und welche wir nach der zweiten Art verwenden, aber eine Unterscheidung, eine Arbeitsteilung müssen wir doch vornehmen, denn ohne sie könnten wir all die hohen Anforderungen der menschlichen Kultur nicht erfüllen. So entsteht eine verschiedene Ausbildung der Fähigkeiten unserer Hände und ihre wechselseitige Ueberlegenheit. Die mehr aktive Hand wird sich zur physisch stärkeren und muskulöseren, aber auch zur derberen und roheren entwickeln; die mehr passive Hand wird die physisch schwächere und zartere, dafür aber die schönere und feinfühlendere werden: bei der einen wird die Fertigkeit, bei der anderen die Empfindung überwiegen. Die rechte, nach allgemeinem Brauche aktivere Hand als die einzig „Rechte" und ehrenhafte anzusehen, ist natürlich ganz falsch! Diese Auffassung entstand wohl nur aus ganz oberflächlicher Beobachtung, bei welcher das Tätigere und Befehlendere infolge seiner Augenfälligkeit immer wertvoller erscheint als das Ruhigere und Folgamere, dessen Werte nur bei genauer Betrachtung und geistiger Ueberlegung erkannt werden können. Doch wir selber wissen, wie sehr wir unsere beiden Hände benötigen, wie sehr wir darum beide lieben, keine hergeben wollten, und wie gleich wertvoll sie uns erscheinen: Die Rechte ist die gewandtere und darum verdienstvollere, sie versinnbildlicht die männlichen, die Linke ist die gefühlvollere und darum ehrwürdigere, sie versinnbildlicht die weiblichen Eigenschaften.

Ebenso wie die beiden Hände des einzelnen Menschen sind die beiden Geschlechter der menschlichen Art einander wechselseitig überlegen. Wie die eine Hand die andere wäscht, so helfen und ergänzen sich Mann und Frau in allen Lebenslagen; so bilden sie zwei Hälften eines Ganzen, die sich voneinander trennen, um sich wiederfinden zu können. So mußte zwischen ihnen eine Arbeitsteilung entstehen, als unerläßliches Erfordernis der Höherentwicklung, ein mehr aktiver, führender und ein mehr passiver, folgender Teil, zwei Teile, die auf verschiedenen Wegen dem gemeinsamen Ziele zustreben. So entstand eine Ordnung zwischen ihnen, die leider als Rang aufgefaßt und zur Rangordnung wurde; aber, wie die



Nid hei go
ohne Banago
BANAGO
NAGO OLTEN
P20a

Symbolen. Teils setzte diese neue Dichtung den sozialen Protest fort, in einer würdigeren, gewählteren Weise als die Vorgänger, teils ist sie, und zwar gerade in ihrer durchschlagenden Note, eine Verherrlichung des raßlichen Hintergrundes und der rassischen Schönheit. Auch ihre Vorläufer gehören bereits unserer Zeit an, und eben diese wecken zunächst, weil sie wiederum schon von andern vorbereitet worden waren, die stärkste Resonanz; deren Leistungen sind überwiegend Produkte des sozialen Milieus. Sie selbst, die älteren in der künstlerischen Negerelite unserer Tage, sind die von Außenkräften erfaßten und entwickelten Genialen. Höchste Schöpferpotenz freilich erreichen sie nicht. Die eignet den großen Zeitlosen, die nur aus der Gewalt ihres Innern produzieren, deren Werke erhaben losgelöst sind von jedweder Beziehung auf Rasse-Situationen oder -Eigenschaften. Am tiefsten überzeugen hier die Dichtungen der heutigen führenden Negerinnen; sie reichen vom sentimentalen Lyrizismus bis zu ultramoderner freier Form und vereinen soziale und ästhetische Interpretation. In dieser Stelle kommen wir zu der Erkenntnis, daß eine wunderbare Aehnlichkeit — weit stärker als Ungleichheit — mit der Dichtung anderer Rassen die Kunst der Neger auszeichnet. Wir stehen mitten in der Neger-Renaissance. Ihre allgemeinen sozialen und kulturellen Wirkungen werden seit knapp anderthalb Jahrzehnt sichtbar. Aber ihr literarischer und überhaupt künstlerischer Verlauf zeigt alle Merkmale anderer volklichen Wiedergeburten der jüngsten Zeit: wie die der keltischen Tradition in der irischen Renaissance und der böhmischen Geschichte und Volkskunste in der Tschechoslowakei. Als fast vollendete Tatsache bemerken wir heute die allgemeine Anerkennung des neuen Negers als eines Mitschöpfers der nationalen Kultur Amerikas. Ihr Dichtwerk ist — als Ganzes — raßlich, doch von neuer Art. Langston Hughes, dessen Gedichte vielleicht der feinste Ausdruck des neuen Negers sind, sagt: „Wir jüngeren Negerkünstler, die wir augenblicklich am Werke sind, wollen unser dunkelhäutiges Selbst ohne Furcht oder Scham ausdrücken. Wenn das den Weißen gefällt, freut es uns. Wenn nicht, schadet es nichts. Wir wissen, daß wir schön sind. Und auch häßlich. Wenn das den Schwarzen gefällt, freuen wir uns. Wenn nicht, so schadet ihr Mißfallen auch nichts. Wir bauen unsere Tempel für morgen: stark, weil wir wissen, wie — und wir stehen auf dem Gipfel des Berges, innerlich frei."

Auf der Kentucky-Plantage, wo Stephen Collins Foster an einem schönen Junimorgen „My Old Kentucky Home" ersann und seine Schwester es zum ersten Mal sang, war unter den entzückten Zuhörern, die in ihrer Arbeit innehielten, um dem unsterblichen Lied in seinen Geburtsstunden zu lauschen, ein Sklavenmädchen, dessen Seele von eigenen seltsamen Melodien erfüllt war. Von freien Eltern geboren, war sie an den Plantagenbesitzer gefesselt, aber ihre Seele ließ sich nicht versklaven. Treu und gehorsam in ihrer Arbeit, war sie dennoch eine Gefahr unter den Sklaven, weil sie zu klug war. Darum befahl ihr ihr Herr, die Plantage zu verlassen, damit die Disziplin nicht untergraben würde. Es gibt eine Darstellung von einem, der sie gut kannte, derzufolge sie eine geborene Dichterin war. Von solchen Müttern werden Propheten und Dichter geboren. Ihren Sohn nannte die seherische Sklavenmutter Josef, in der Hoffnung, daß er im Dienst seines Volkes Großes leisten sollte, wie der hebräische Josef. Sie sah noch die Erfüllung ihrer Sehnsucht. Mit 10 Jahren arbeitete der kleine Josef in einer Ziegelei, um seine Mutter zu unterstützen. Man hänselte ihn zuerst, aber das wurde bald anders. Er begann Geschichten zu erzählen, und der ehemals Verspottete wurde der unterhaltende Mittelpunkt des ganzen Fabrikkreises. — Heute ist der Dichter Josef Cotter 70jährig, Direktor der Samuel Coleridge-Taylor Hochschule in Louisville, Verfasser mehrerer Bücher, Liederdichter und Geschichtenerzähler. Sein Sohn, Joseph, bereits mit 23 Jahren gestorben, hinterließ ein Bändchen Lyrik: „The Band of Gideon", es trägt den Stempel nicht nur des Genies, sondern ganz im besonderen des Negergenies. Eine harte Jugend hatte auch James David Corrothers. Seine Mutter starb bei seiner Geburt, sein Vater hat sich niemals um ihn gekümmert. Schon in früher Kindheit mußte er sein Brot verdienen. Viele Staaten hat er nach Arbeit durchwandert. Ohne Geld hat er oft im Freien übernachten müssen. Mit 19 Jahren wichste er bei einem Chicagoer Barbier Stiefel. Hier wurde er „entdeckt". Seine Gedichte sind der Widerschein von jungen Kämpfen.

Eigenartig ist das Schicksal von Edward Smythe Jones; nicht allzu häufig wird ein Gefangener seinem Strafrichter einen Gedichtband widmen. Jones tat es. Aus Lernbegier machte er sich auf die Wanderschaft mit dem Ziel der Harvard-Universität. Müde, hungrig, mittellos, freundlos, wollte er die erste Nacht in der ersehnten Universitätsstadt im Freien zubringen, wurde als Vagabund aufgegriffen und ins Gefängnis geschickt. Ein Gedicht jedoch, verfaßt in „Zelle Nr. 40, 26. Juli 1910", worin er sein Leben erzählt, befreite ihn. — Die gesamte amerikanische Literatur hat keine so beredte Verherrlichung des Sternenbanners aufzuweisen wie sein Lied: „Flag of the Free". Der Dichter Claude McKay, ein Vollblutneger, ist in Jamaica aufgewachsen. Seine Eltern wurden noch auf einer öffentlichen Auktion verkauft. Er selbst hat alle Phasen des Hobolebens durchgemacht: niedrigste Arbeiten auf Ozeandampfern, Küchendienst in einer Speisewirtschaft, Tanz in Harlem-Kaffeehäusern.

Unter den Negerdichtern, die den Familiennamen Johnson führen, ohne verwandt zu sein, fällt Georgia Douglas-Johnson auf. In ihren Werken spricht ein Frauenherz für die zahllosen Stummen. Nie ist im Lande Amerika der Schrei der Lyrik so durchdringend ausgestoßen worden und das unsäglich ausdrucksvoller, als er sich hier mit vollkommener Beherrschtheit und sicherem künstlerium vereint. Nur in einer schmerzbeladenen Seele sind aus geheimen Wunden konnten diese Dichterperlen Gestalt gewinnen. — Eine geniale Lyrikerin ist ferner Angelina Weld Grimké. Lebhaftere, innigere Erfassung des dichterischen Gegenstandes findet sich bei keinem Zeitgenossen, und mit der Seelenhaftigkeit der Lyrik paart sich Formvollendung. Von ihr stammt: „Der schwarze Finger": Soeben sah ich etwas so Schönes: / Ruhig, zart, / Gegen einen goldenen, goldenen Himmel / Eine gerade schwarze Zypresse: / Fein, / Kostbar, / Ein schwarzer Finger, / Aufwärts weisend. / Warum, schöner stiller Finger, bist du schwarz? / Und warum weisest du aufwärts? / Die Negerliteratur unserer Tage zollt kostbaren Tribut einer Frau, die, obgleich eine „ungebildete" Sklavin, die edelsten Eigenschaften ihrer Rasse verkörperte: Sojourner Truth. Die Negerdichterin Jessie Fauset hat ihr in dem Gedicht „Oriflamme" ein Denkmal gesetzt, das sie in symbolischer Steigerung als Rassenmutter, als Schicksalsträgerin der schwarzen Menschen darstellt: „Oriflamme": Mir ist, ich sehe sie sitzen, gebückt: / Die schwarze Frau, / Entstellt von der Knechtschaft schweren Wundmalen und Schmerzen, / Beraubt ihrer Kinder, einsam, verängstigt, und doch — / Sie schaut noch auf zu den Sternen. / / Symbolische Mutter! wie, deiner Söhne zahllose Schar, / Zerstoßen am Schlagbaum der Freiheit hartnäckig die Herzen, / Starren im Kampf um das Menschenrecht erdwärts, und doch — / Die Seele schaut zu den Sternen!

Clara Meßling.

tiefe Einsicht in die Gesetze der Natur dem Menschen von jeher lehrte, so beweist die moderne Wissenschaft die Gleichwertigkeit von Mann und Frau und ihre wechselseitige Ueberlegenheit. Im Laufe der Entwicklung können die Charaktermerkmale der beiden Geschlechter gegenseitig ähnlicher oder verschiedener werden — die Hochkultur ähnelt dem primitiven Zustande immer mehr als dem mittleren Stadium —, aber vollkommen gleich, ganz dasselbe werden sie niemals sein können, solange sie an allen hohen Errungenschaften der menschlichen Kultur festhalten wollen. In unserer Zeit findet eine Angleichung zwischen dem Wesen des Mannes und dem der Frau statt — dies ist erfreulich, denn es ist ein Zeichen hoher kultureller Entwicklung —, aber die Unterschiede werden niemals ganz verschwinden, vielmehr gerade im wesentlichen bestehen bleiben! Selbst manche geistigen Berufe, solche, die auch große Körperkraft und Robustheit erfordern, wie die Tierarztei, müssen im allgemeinen dem männlichen Geschlechte überlassen bleiben; und noch mehr machen die ganz schweren körperlichen Arbeiten, wie sie in den Bergwerken, bei Bauten und Transporten vorkommen, die physische Kraft des Mannes notwendig; eine Forcierung der Frauenarbeit in solchen Berufen wäre ganz verfehlt, denn es würden dadurch an der Frau mehr Werte verlorengehen, als durch ihre Arbeit gewonnen werden. Dafür schafft sie durch ihre feine Empfindung und hohe Liebesfähigkeit unersetzliche Werke für die Menschheit. Die Mutterliebe, die uneigennützigste und darum höchste und reinste Liebe, ist eine besondere Gabe, die eben nur im weiblichen Herzen entstehen kann; sie ist ein Naturgesetz und muß bei der Lösung aller sozialen Fragen als solches betrachtet und gewertet werden. Darum, wie es erfreulich ist, daß den Frauen, als wirtschaftlich und geistig selbständigen Menschen, die Einnahme der höchsten Aemter ermöglicht wurde, so wird die werdende und bestehende Menschheit auf mütterliche Liebe, auf weibliche Tugenden nicht verzichten können. Und mit besonderer Dankbarkeit müssen wir all der unschätzbaren Liebeswerke gedenken, die vom weiblichen Geschlechte im Laufe der Jahrtausende für die Menschheit vollbracht wurden, wie den stillen Heroismus bewundern, den es vor seiner Emanzipation getragen hat. Aber gerade jetzt, da der größere Teil der Frauen in den Kampf ums Dasein eingetreten und in Berufen tätig ist, die früher nur von Männern ausgeübt wurden, werden die Frauen auch all die Leistungen ermessen und würdigen können, die männliche Energie, Sachlichkeit und Schöpferkraft in der Entwicklung der menschlichen Kultur vollbracht hat.

Um zwischen dem männlichen und weiblichen Charakter eine Trennungslinie ziehen und die wesentlichen Merkmale unterscheiden zu können, wollen wir uns an die Kardinaltugenden der alten Griechen erinnern, an ihr Charakterideal, in welchem sie die Eigenschaften der beiden Geschlechter zu wundervoller Harmonie vereinigt haben. Da sehen wir, daß von Tapferkeit, Besonnenheit, Weisheit und Mäßigkeit die ersten zwei die typisch männlichen, die letzten zwei die typisch weiblichen Tugenden vorstellen. — So sind die beiden Geschlechter einander wechselseitig überlegen, so sollen sie es, und so werden sie es bleiben.

Von Büchern.

Lehrer und Schüler, von Mathilde Baerting. Leipzig 1931. Es ist eine immer wieder bestätigte Tatsache, daß, wenn ein sozialer Mißstand erkannt wird, auch schon die ersten Schritte zu seiner Behebung getan sind. In dieser Lage befindet sich heute das Erziehungswesen. Wir erleben — wie auf den andern gesellschaftlichen Gebieten, so auch hier — ein Chaos. Wo wünschen wir stärker die Führung durch die Frau als auf dem gründlich erschütterten Erziehungsgebiete, dessen Plan zu entwirren Aufgabe und Ziel jedes menschlichen, kulturellen Aufstiegs ist? Nicht von ungefähr verfaßte gerade eine Frau, eine Mutter (Charlotte Bühler) über das erste Lebensjahr, das mit zartester Subjektivität umhegte Lebensjahr, ein Buch in nüchternst wissenschaftlichem Gewande, mit exaktester Gelehrsamkeit angetan. Nicht von ungefähr ist die Erfinderin des modernsten amerikanischen Unterrichtsplans, des Dalton-Plans, eine Frau (Pankhurst). Nun schenkt uns Mathilde Baerting das A und O der neuen Erziehung, aufgerichtet auf den Stützen ihres großen Wissenschaftswerkes, der „Soziologie und Psychologie der Macht". Ebenso tief theoretisch wie von klarster Praxisreife, ebenso überwältigend wie selbstverständlich schlicht ist diese Schrift, sodaß es gelingt, das darin einbeschlossene hervorragende Erziehungsgebäude in ein paar Grundlinien aufzuweisen. Den hier umschriebenen Kreis können wir im Baertingschen Sinne — dank des grundfätzlichen, systematischen Wertes ihrer Forschung und Lehre und dank der wundervollen Einsicht, mit der diese entwickelt und an jedem Einzelverhältnis des Alltags orientiert wird — erweitern zu dem Verhältnis Erzieher — Zögling schlechthin oder noch allgemeiner: Erwachsener — Richterwachsener, wobei die Darlegungen darüber hinaus überhaupt im Verhalten der Menschen Bedeutung haben. Unter der Herrschaft der Macht ist das Verhältnis von Lehrer und Schüler (wir können also auch sagen: des Erwachsenen zum Kinde, Jugendlichen, überhaupt der Menschen untereinander) die Ueber-Untereinanderbeziehung. Drei Arten des Verhaltens sind in diesem Falle von seiten des Untergeordneten möglich: sich Fügen, gleichgültiges Hinnehmen, sich Auflehnen gegenüber der aufgezwungenen Herrschaft. — Die Gleichberechtigung schafft unter den Menschen die Beziehung des Miteinander. Eine heute besonders wichtige Frage ist die Gestaltung des Führertums. Führerschaft ist immer eine gesellschaftliche Mischerscheinung; nahe an Herrschaft ist der suggestive Führer, nahe an Machtfreiheit der kameradschaftliche Führer. Bei Anerkennung der Gleichberechtigung, d. i. bei Einschätzung des andern Menschen als Mitmenschen, kann nur der kameradschaftliche Führer bestehen, der den Gefährten zur Selbstentfaltung und zum Gemeinsinn leitet.

Dr. Hanna Meuter.

Arbeit der verheirateten Frau in den Vereinigten Staaten.

Nach den vorläufigen Resultaten der gewerblichen Volkszählung im Jahr 1930 hat sich das Verhältnis der verheirateten Frauen, die eine bezahlte Arbeit ausüben, im Vergleich zu 1920 in drei nordamerikanischen Staaten von 44 vermindert, in andern hat es um 1 Prozent oder weniger zugenommen.

In fast der Hälfte der Staaten hatten 10 Prozent oder noch weniger der verheirateten Frauen eine bezahlte Stelle. Nur in den 4 Staaten Georgia, Florida, Südcarolina und Mississippi erreicht das Verhältnis der verheirateten Frauen mit einer Stelle ganz oder nahezu 20 Prozent. Es betrifft dies besonders Gegenden mit Negerbevölkerung. So beträgt in Georgia das Verhältnis der verheirateten Frauen mit bezahlter Beschäftigung 10,5 Prozent für die weiße Bevölkerung und 37 für die Negerbevölkerung.

Von Diesem und Jenem.

Die Frau gehört ins Haus.

Vor vielen Jahren erschien in einer Zeitung in Neu-Süd-Wales (Australien) ein Bild übers Frauenstimmrecht. Es stellte eine Frau dar, die mit Ketten an den Türpfosten ihres Hauses angebunden ist. In ihrem Arm ruht sicher beschützt, ein kleines Kind; die größern Kinder, die der unmittelbaren mütterlichen Obhut entwachsen sind, spielen in der Nähe, aber die Mutter kann ihnen nicht zu Hilfe eilen: Aus drei Ställen kriechen drei große Schlangen; sie bewegen sich alle in einer Richtung, sie kriechen züngelnd zu den Kindern. Die Aufschriften der Ställe lauten: Trunksucht, Spielleidenschaft und Unsittlichkeit. Vergebens zerrt die Mutter an ihren Ketten, sie kann sie nicht zerreißen. Neben ihr, aber zu weit entfernt, als daß sie ihn erreichen könnte, steht ein mächtiger Stock, genannt Stimmrecht. Mit diesem Stock könnte sie die Schlangen unschädlich machen, aber die Kette hält sie zurück und die Mutter sieht in hilfloser Angst, in welcher Gefahr ihre Kinder schweben.

Mütter, die Ihr Eure Kinder sorgfältig erzieht, damit sie ihre Aufgabe im Leben ausfüllen können, vergeßt nicht, daß Ihr auch helfen müßt, die Welt, in der Eure Kinder leben werden, zu gestalten; denkt daran, daß auch Ihr verantwortlich dafür seid, daß bessere Bedingungen im öffentlichen Leben geschaffen werden. Das Stimmrecht darf Euch nicht gleichgültig sein. Gehört die Frau wirklich nur ins Haus? El. B.

Frauen protestieren.

Ministerpräsident M. Stujeneek empfing eine Delegation sozialdemokratischer Frauenorganisationen. Die Delegation wies auf die unhaltbare Lage hin, die durch die neue Verfügung entstanden ist, daß verheiratete Frauen an der Arbeitslosenbörse nicht registriert werden dürfen, wenn ihre Männer schon als arbeitslos registriert sind. Weiter baten die Delegierten, daß die Herabsetzung der Entschädigung bei öffentlichen Arbeiten in gleicher Höhe bei den Männern und den Frauen vorgenommen werde. Gegenwärtig sei die Entschädigung für Männer um 20 Santim für Frauen um 30 Santim herabgesetzt worden. Solche soziale Ungerechtigkeiten seien in keinem Kulturstaate zulässig.

„Rigasche Rundschau", Ende Juli 1932

Die Vereinigungen Pro Familia

der Kantone Genf, Neuenburg und Waadt haben dem Bundesrat ihre Vorschläge und Wünsche zur Behandlung des Postulates Escher betr. die Unterstützung kinderreicher Familien unterbreitet.

Sie geben zu bedenken, daß eine Trennung in kinderreiche und irgendwie kinderarme Familien sozusagen unmöglich sei und bei der Bevorzugung der einen bedeutende Härten schaffe, da die Belastung der Familie nicht sprunghaft bei der Geburt des fünften oder sechsten Kindes anwachse, sondern sich bei jeder Geburt und mit jedem Jahr vergrößere. Daher sollten nicht nur die sogenannten kinderreichen Familien unterstützt, sondern Vorteile für alle Familien als der Grundlage des Staates ermöglicht werden.

Die Vereinigungen Pro Familia schlagen vor, daß Mutterschafts- und Familienversicherungen ähnlich der Schweizerischen Unfallversicherungsanstalt geschaffen werden sollten. Die arbeitslosen Familienväter sollten deutlich besser gestellt werden, als die Arbeitslosen ohne Familienpflichten. Ebenso sollten die Familienväter von der Bezahlung der Jahresprämien für die neue Alters- und Hinterbliebenenversicherung weitgehend dispensiert werden. Im Uebrigen werde sich die Vereinigung an die Kantone zu besserer Beschützung der Familie durch ihre gesetzlichen Mittel wenden. fü.

Versammlungs-Anzeiger

Basel. Vereinigung für Frauenstimmrecht Basel und Umgebung. Mitgliederversammlung Samstag den 27. August, 3.30 Uhr im alkoholfreien Café Keuerleber, auf der Batterie. Berichte über die Tagungen in Interlaken und auf dem Mont Soleil.

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Frau Helene David, St. Gallen, Tellstraße 19, Telephon 25.13.

Feuilleton: Frau Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22.608.

Man bittet dringend, unverlangt eingesandten Manuskripten Rückporto beizulegen, ohne solches kann keine Verpflichtung für Rücksendung übernommen werden.

P 32 Y

LOEWEN-APOTHEKE
Bahnhofstrasse 58
Dr. B. Heierli, Apothekerin, Zürich
Gewissenhafte Ausführung sämtlicher Rezepte.
In- und ausländische Spezialitäten.
Homoeopathie. Depot Dr. Schwabe, Leipzig.
Telef. 33571. Bestellungen prompt und franko. (P 250 Z)

Haushaltungsschule „La Roseraie"
ob COPPET — Kanton Waadt — Genfersee
Seriöse Vorbereitung junger Töchter für das praktische Leben. Haushaltung. Kochkunst. Kleidermachen und Weissnähen. Prachtvolle Lage. Bad. Sport. Moderne Sprachen: Französisch, Englisch. Deutsch.
O.F. 51316 Lg. Leitung: Mme Dr. C. Rittmeyer-Pailler.

KÜCHENARTIKEL u. -MASCHINEN
in bewährter, extrastarker Ausführung bei
Schwabenland & Co. A.-G.
Zürich St. Peterstrasse 17 Telefon 53.740 P 149 Z

MAGGI's Suppen
helfen sparen!
P 220 Z

Wer nicht inseriert wird vergessen

Probieren Sie es, Sie werden erstaunt sein!
Auskunft durch: Dr. A. Wander A/G. Bern

Zur rascheren und bequemeren Bereitung von Ovomaltine-kalt stellen wir Interessenten gegen Einsendung von Fr. 1.– einen amerikanischen Schüttelbecher portofrei zu.
ZUBEREITUNG: 1 bis 2 Teelöffel Ovomaltine, 1 Becherglas kalte Milch, Milch mit Wasser oder Tee. Zucker- und Eiszusatz nach Belieben. Kurzes kräftiges Schütteln im Schüttelbecher.

P 10 m Y

Walliser Aprikosen

fko. Kollis kg	5	10	20
f. sterilisieren	6.50	12.–	23.–
große Früchte	6.–	11.–	21.–
mittlere	5.–	9.–	17.–
f. Konfitüre	4.50	8.–	15.–

P 701-5 Dondainaz, Charrat.

Druck-Arbeiten
liefert prompt und billig
Buchdruckerei Winterthur

Lugano-Gravesano
Villa Al Ronco
Tel. Taverne 31. Kurheim Diät Dr. Bircher-Benner. Kochkurse. Luft- und Sonnenbäder. Gymnastik. Sportspiele. Schattiger Park. Auto. Mässige Preise. P 17321 O

Wer sich wirklich ausruhen will, wähle einmal für seine Ferien das ideal gelegene P 3277 A
Kurhaus Schloß Böttstein
(bei Klingnau, Aargau). Eigene Landwirtschaft. Reichl. 4malige Verpflegung. Butterküche. Pensionspreis Fr. 5.50 bis 7.— Prospekt. Telephon No. 105.

INSTITUTE
ECOLE d'ETUDES SOCIALES POUR FEMMES
subventionnée par la Confédération, Genève.
Semestre d'hiver: 24 octobre 1932 — 25 mars 1933.
Culture féminine générale. — Préparation aux carrières d'activité sociale de protection de l'enfance, direction d'établissements hospitaliers, bibliothécaires, libraires-secrétaires, infirmières-visiteuses, laborantines. Cours ménagers au Foyer de l'Ecole. Program. (60 cts.) et renseignements par le secrétariat, rue Ch. Bonnet 6, GENEVE. 8769

Familie und Hauswirtschaft.

Sorgt für einwandfreie Verpackung der Lebensmittel.

Von Professor H. A. Gins, Berlin.

Die Tatsache, daß Lebensmittel als Uebertrager gefährlicher Krankheiten in Frage kommen können, ist erfreulicherweise in den letzten Jahrzehnten immer größeren Volkskreisen bekannt geworden. Diese wichtige hygienische Erkenntnis hat sich im Interesse der Volksgesundheit schon sehr segensreich ausgewirkt. Sie hat nicht nur dazu geführt, daß durch Gesetze und durch polizeiliche Vorschriften zahlreiche Mißstände im Lebensmittelverkehr beseitigt oder doch vermindert worden sind, sondern auch dazu beigetragen, daß das Auge der einkaufenden Hausfrau geschärft worden ist. Unappetitlich aufgehobene, der Verschmutzung ausgesetzte Lebensmittel werden heute ebenso wenig gekauft werden, wie das unappetitliche Aeußere des Verkäufers von Lebensmitteln seinen Umsatz vergrößern dürfte. Wenn also in steigendem Maße Fortschritte in dem Verkehr mit Lebensmitteln erzielt worden sind, so ist doch immerhin die Frage berechtigt, ob die Zustände auf dem Gebiet der Lebensmittelverteilung als in jeder Hinsicht einwandfrei zu bezeichnen sind.

Gerade auf dem Gebiete des **Brotverkaufes** sind noch Mißstände vorhanden, welche so bald wie möglich abgestellt werden sollten.

Das Brot ist auch eines jener wenigen Lebensmittel, welche ohne jede weitere Zubereitung, ohne entkeimende Erhitzung und ohne keimverminderndes Waschen, so genossen werden, wie sie gekauft worden sind. Wenn wir nun den Weg des fertiggebackenen Brotes vom Ofen bis zum Käufer verfolgen, so werden wir immer feststellen müssen, daß es im besten Fall durch vier Hände gegangen ist, bis es beim Käufer landet. Die Betriebe aber, in denen nur der Bäcker und der Verkäufer das Brot anfassen, dürften zahlenmäßig nicht sehr groß sein, wenigstens nicht in den größern Städten. Dort wird der größte Teil des Brotes in größeren Bäckereien, wenn nicht in Brotfabriken hergestellt und damit steigt naturgemäß die Zahl der Hände, durch welche das Brot wandert.

Damit ist schon gezeigt, daß die einwandfreie Verpackung des Brotes in der Verkaufsstelle keineswegs alle Bedenken beseitigen kann, solange die Möglichkeit der Verunreinigung und auch der Infektion auf dem Weg zum Verkäufer nicht ausgeschaltet worden ist.

Hier ist aber die Frage einzuschalten, ob denn überhaupt eine wesentliche Gefahr durch das nicht eingepackte Brot bedingt sein kann? Diese Frage muß bejaht werden, wenn auch der bakteriologische Beweis im Einzelfall kaum zu führen sein dürfte. Wir haben eine ganze Reihe von übertragbaren Krankheiten in der Bevölkerung, deren Erreger augenscheinlich sehr widerstandsfähig gegen Austrocknung sind, welche daher an irgendwelchen Oberflächen lange Zeit lebensfähig bleiben können. Zu diesen Krankheiten gehören z. B. Scharlach, Halsentzündung und Furunkulose. Von Trägern solcher Infektionen, um nur ein paar Beispiele zu nennen, könnten sehr wohl Uebertragungen auf die Brotrinde erfolgen, wenn sie im Betrieb einer Brotfabrik vorhanden sind. Es wäre natürlich nicht gerechtfertigt, nun jede Erkrankung dieser Art auf Infektion durch Brot zurückzuführen. Da sie aber häufig scheinbar ohne erkennbare Ansteckungsquelle auftreten, muß im Interesse ihrer Verhinderung eben jede Möglichkeit in Betracht gezogen werden.

Die Abhilfe ist an sich einfach und nicht kostspielig. Wie sie am besten durchzuführen wäre, haben bereits einige Brotfabriken gezeigt, welche die Brote sogleich nach dem Abkühlen in geeignete Papierhüllen verpacken. In denselben Hüllen, welche allseitig geschlossen sind, kommen die Brote dann auch zum Verkauf. In ähnlicher Weise werden übrigens neuerdings auch Kuchen in einer verschlossenen Papierhülle in den Handel gebracht. Unter der Voraussetzung, daß beim Verpacken der Brote und Kuchen die erforderliche Reinlichkeit vorhanden ist — eine Tatsache, die bei den in Frage kommenden Betrieben nicht bezweifelt werden darf —, hat der Käufer das beruhigende Gefühl, ein einwandfrei sauberes Brot nach Hause zu tragen. Und in der Tat hat er eine Ware bekommen, gegen die hygienische Bedenken nicht mehr zu erheben sind. Vergleicht man jedoch mit dieser vorbildlichen Art der Verpackung das, was in manchen kleinen Verkaufsstätten geboten wird, dann kann man es dem Gast nicht übelnehmen, wenn er sich „mit Grausen wendet". Die häufig geübte Art der Verpackung des Brotes in einen schmalen Streifen Papier, der um die Mitte des Brotlaibes gelegt wird, ist doch eigentlich nur eine symbolische Handlung. Sie gibt keinerlei Sicherheit bezüglich der Hände, die das Brot schon vorher berührt haben und sie gibt ebensowenig Sicherheit gegenüber einer Verunreinigung während des Nachhausetragens. Wenn dann dieser Papierstreifen auch nicht ganz sauber ist oder aus Zeitungspapier besteht, was auch noch vorkommen soll, dann liegt ein klarer Verstoß gegen die Polizeiverordnung vor und der derart sorglose Verkäufer könnte sich einer Bestrafung aussetzen.

Soll nun, um Abhilfe zu schaffen, ein Notruf an die Polizeiverwaltung ergehen? Ist es erforderlich, die bestehenden Vorschriften durch weitere Einzelheiten zu ergänzen oder gibt es andere Wege zur Besserung der hier kritisierten Zustände? Eine größere Wirkung möchte ich mir davon versprechen, wenn die Hausfrauen selbst für Abhilfe sorgen wollen. In gewissen Dingen ist die Hausfrau mächtiger als die Polizei und die Organisationen der Hausfrauen haben schon mehr als einmal bewiesen, daß sie ihre Wünsche auch durchzusetzen wissen! Ich könnte mir eine baldige Abstellung des gerügten Mißstandes vorstellen, wenn die Hausfrauenvereine erklären würden, daß von einem bestimmten Zeitpunkt ab — eine gewisse Uebergangszeit wird zur Umstellung erforderlich sein — kein Brot mehr gekauft werden wird, welches nicht schon an seinem Herstellungsort mit einer einwandfreien Umhüllung versehen worden ist.

Ehe ein solches „Diktat" erlassen wird, wäre allerdings eine Prüfung am Platz, ob hierdurch eine merkliche Verteuerung des Brotes zu besorgen wäre. Ich halte dies für unwahrscheinlich; denn die Betriebe, welche jetzt schon zum hygienischen Versand des Brotes übergegangen sind, konnten die Kosten der Verpackung doch auch in den normalen Brotpreis einkalkulieren. Es ist wohl zu erwarten, daß die einwandfreie Hülle um das Brot allgemein werden wird, sobald sich zeigt, daß das Brot ohne Hülle nicht mehr gekauft wird. Von diesem Augenblick an wird jeder Brotverkäufer mitgehen müssen, wenn er nicht einen empfindlichen Mangel an Umsatz beklagen will. Für den Großbetrieb ist die Möglichkeit einer einwandfreien Verabreichung des Brotes bereits erwiesen. Also kann von sämtlichen Großbetrieben ohne weiteres erwartet werden, daß sie sich ihren Vorgängern anschließen. Daß eine gleiche Regelung auch im Kleinbetrieb möglich sein wird, erscheint mir kaum zweifelhaft; denn das genossenschaftliche Einkaufswesen ist genügend organisiert, um die Beschaffung einwandfreier Brothüllen zum billigsten Preis zu ermöglichen. Mindestens aber muß verlangt werden, daß auch in solchen Betrieben das Brot nur in einer allseitig abschließenden Umhüllung abgegeben werden darf. Wird hierzu ein Papierbogen erwendet, dann muß es unbedingt ein solcher sein, welcher „vorher nicht zu anderen Zwecken" gedient hat. Die Verwendung von Zeitungspapier verbietet sich also ohne weiteres.

Mit der einwandfreien Umhüllung des Brotes an der Produktionsstelle, besonders aber mit der allgemeinen Durchführung dieser Vorsichtsmaßregel, wäre ein weiterer Schritt in der Richtung auf die hygienisch unbedenkliche Abgabe von Lebensmitteln erreicht. Es wäre zu wünschen, daß sie ohne polizeiliches Eingreifen durchgeführt werden könnte. Ich bin überzeugt, daß ein durchschlagender Erfolg erzielt werden wird, wenn die Organisationen der Hausfrauen die Forderung aufnehmen und folgerichtig daraufhin arbeiten, daß sie auch im Lebensmittelverkehr restlos erfüllt wird.

Zur Durchführung der von der Studienkommission für die Hausdienstfrage vorgeschlagenen Sanierungsmaßnahmen.*

1. Aufklärungs- und Erziehungsarbeit.

Die Verbesserung der Verhältnisse im Hausdienst hängt in hohem Maße von einer Aenderung in Gesinnung und Erziehung der Arbeitgeber und ihrer Familien, sowie der Arbeitnehmer und ihrer Familien ab. Die Beeinflussung weitester Kreise durch Presse, Vorträge etc. und die möglichste Verbreitung der vorgeschlagenen Richtlinien ist daher wichtig.

1. Die schweizerische Presse, Tages- und Frauenpresse besonders, ist regelmäßig mit Artikeln über die soziale Stellung und die Arbeitsverhältnisse der Hausangestellten und die Maßnahmen, die zur Hebung des Mangels dienen können, zu bedienen. Dabei ist natürlich auf die ländliche und städtische Bevölkerung gesondert Rücksicht zu nehmen.

2. Es wäre wünschenswert, wenn ein eigentlicher Vortragsdienst durchgeführt werden könnte. Es sollten Referentinnenkurse zur Einführung in das reichhaltige und interessante Material der Studienkommission abgehalten werden; auf diese Weise könnten für Referate auf dem Lande ländliche und für solche in der Stadt städtische Referentinnen gewonnen werden. Es ist bei diesen Vorträgen außerordentlich wichtig, daß die Referentin die Lebensgewohnheiten und Anschauungen ihrer Zuhörer aus eigener Erfahrung gründlich kennt, deshalb sollen möglichst aus allen Landesteilen Referentinnen instruiert werden.

3. Die Herausgabe von Merkblättern für Hausangestellte, mit persönlichen Ratschlägen und Aufklärung über Pflichten und Rechte im Dienstverhältnis, sowie die Herausgabe von Richtlinien zuhanden der Hausfrauen mit Bekanntgabe der gebräuchlichen Arbeitsbedingungen für Hausangestellte, sowie kurze Ausführungen über die Ergebnisse unserer Umfragen und die aufgestellten Sanierungsmaßnahmen sind ins Auge zu fassen.

4. Es sind Vertragsformulare auszuarbeiten, je nach Bedarf verschiedene für einzelne Landesteile, unter Mitwirkung von Kennerinnen der lokalen Verhältnisse, jedoch unter einheitlichen Gesichtspunkten im Sinne der ausgearbeiteten Richtlinien. In diesen vorgedruckten Vertragsformularen sind die wichtigsten Bestimmungen des Hausdienstvertrages fixiert und nur einzelne Vertragspunkte der Vereinbarung im Einzelfall überlassen. Sie sind allen Instanzen, die sich mit der Vermittlung von Hausangestellten befassen, zur Verfügung zu stellen und auf alle möglichen Arten zu verbreiten.

2. Einführung von Normalarbeitsverträgen.

Als eine der wirksamsten Maßnahmen zur Durchführung der Sanierungsvorschläge wurde bereits in der Konferenz vom 8. April 1930 die Einführung von Normalarbeitsverträgen gewünscht. Die Erfahrungen der maßgebenden Instanzen in Zürich und Winterthur bestätigen die guten Wirkungen eines solchen Vertrages. Die Studienkommission ist angesichts der Ergebnisse der Umfragen von der Wünschbarkeit des Erlasses von Normalarbeitsverträgen überzeugt und empfiehlt den Behörden deren Einführung. Die Entscheidung, ob ein schweizerischer, ob kantonale oder kommunale Normalarbeitsverträge am besten zum Ziele führen, muß der Beratung von Beteiligten und Behörden überlassen bleiben. Jedenfalls sind zwei verschiedene Formen nötig: eine für ländliche und eine für städtische Verhältnisse. Der zürcherische Normalarbeitsvertrag kann für die Aufstellung von weitern Verträgen für das nichtlandwirtschaftliche Dienstverhältnis als Grundlage dienen; dabei ist die Kritik einzelner Punkte im Zürcher Vertrag durch die maßgebenden Instanzen zu berücksichtigen.

3. Durchführung der Sanierungsvorschläge durch die Gesetzgebung:

1. Die Kompetenz des Bundes zur Gesetzgebung auf dem Gebiete der Hauswirtschaft ist zu erstreben. Die Studienkommission befürwortet eine Revision der Bundesverfassung in diesem Sinne, damit in künftige Bundesgesetze, welche die Ausbildung und die Arbeitsverhältnisse von Berufstätigen regeln, die Hausangestellten einbezogen werden können.

2. Auch durch kantonale Gesetze lassen sich die Berufsverhältnisse der Hausangestellten günstig beeinflussen:

In Baugesetzen ist den für die Hausangestellten bestimmten Räumen besonders Rechnung zu tragen. Eine regelmäßige Kontrolle der Schlafräume der Hausangestellten ist empfehlenswert. Außerdem ist die Hauswirtschaft in allen kantonalen Gesetzen, welche Ausbildung oder Arbeitsverhältnisse von Berufstätigen regeln, in den Geltungsbereich einzubeziehen. In diesem Sinn empfiehlt die Studienkommission, in Lehrlingsgesetzen, Arbeiter- und Arbeiterinnenschutzgesetzen, in Ferien-, Arbeitszeit- und Ruhezeitgesetzen, in Gesetzen über die Gewerblichen Schiedsgerichte (Gewerbegerichte) den Geltungsbereich auf die Hauswirtschaft auszudehnen. Im gleichen Sinne wird die Einführung der obligatorischen hauswirtschaftlichen Fortbildungsschule dringend empfohlen.

Wo für einzelne Bevölkerungs- oder Berufskreise das Obligatorium für die Kranken- oder Altersversicherung eingeführt wird, sind die Hausangestellten in das Obligatorium einzubeziehen. Die Verbreitung der Unfall- und Invalidenversicherung unter den Hausangestellten ist zu erstreben. Es ist ihnen auch die Möglichkeit zu geben, sich gegen Arbeitslosigkeit zu versichern, wo das noch nicht der Fall ist.

4. Gründung und Ausbau von gemeinnützigen Heimen für Hausangestellte.

Zur Durchführung der Dienstverhältnisse ohne Hausgemeinschaft (Tagesstellen) ist die Schaffung von besondern Wohnheimen sehr wünschenswert. Es könnten mit diesen Heimen gleichzeitig andere Aufgaben im Sinne einer Sanie-

* 4. Teil des Berichtes „Der Hausdienst in der Schweiz". Zu beziehen zu Fr. 2.— bei der schweiz. Zentralstelle für Frauenberufe, Zürich, Schanzengraben 29.

Frau gegen Frau.

Auf das Wort „gegen" ist ein gewisser Nachdruck zu legen, denn so seltsam es scheint: es herrscht Gegnerschaft. Sie ist in unserer harten Gegenwart vielleicht im allgemeinen häufiger zu finden, und es mag als eine Art Selbsterhaltungstrieb gewertet werden, daß wir Menschen viel öfters gegen- als miteinander leben. Aber bei uns Frauen ist es ganz besonders scharf ausgeprägt. Wir haben auch selten den richtigen Ton. Es wurde einmal behauptet, Frauen seien niemals ritterlich gegeneinander. Also das sind wir ganz bestimmt nicht! Aber — seien wir ehrlich: es fehlt uns noch viel anderes auch: Güte, Sachlichkeit — und — das wichtigste: das richtige Wort zur richtigen Zeit, am rechten Ort. Nein, wir sind nicht gütig gegeneinander! Gewiß — man wird nicht besser in dem harten Alltagskampf, den wir jetzt alle durchkämpfen — aber — daß wir uns unterkriegen lassen, das ist doch traurig! Wir sehen in dem Nächsten heute vielfach nur den Gegner, den Nebenbuhler, der schon durch sein Recht zu sein, das eigene Recht, auch zu sein, beeinträchtigt. Am härtesten aber sind wir Frauen gegen alle jene, die es weiter bringen, leichter haben, hübscher sind und hoffnungsreicher in die Zukunft blicken dürfen. Zugegeben — es gibt Ausnahmen, die anders sind — aber — sie bestätigen eben doch nur die Regel! Ja, — das richtige Wort! Wenn wir das immer fänden! Manches wäre leichter! Aber so ballen wir nur allzuoft die Faust in der Tasche und reden da nicht, wo es Gebot wäre, in sachlich-ruhiger Weise gegen Ungehörigkeiten und Uebelstände anzugehen. Dagegen verlieren wir gelegentlich just um Kleinigkeiten willen die Beherrschung, setzen uns dadurch auch da ins Unrecht, wo wir im Kern der Sache im Rechte sind. Die eine fürchtet „Scherereien" und schweigt! Die andere sagt von vornherein „es nützt ja doch nichts!" und die dritte macht einen Krach, wenn es gar nicht dafür steht! Und doch würde das richtige Wort in der richtigen Form viel Gutes tun, gerade heute, da Frauen in der Oeffentlichkeit stehen, man also überall mit Frauen zu tun hat. Und gerade da kann man bemerken, wie sie sich gegenseitig fast immer nur als lästige Notwendigkeit empfinden — richtig ansehen. — Wie häufig ereignet es sich, daß man in einem Geschäfte bei einem Amtsschalter stehen und warten muß, weil sich die betreffende Beamtin oder Angestellte eben sehr wichtig privat mit einer Kollegin unterhält und nicht daran denkt, sich stören zu lassen. Ein Mann wird über derlei viel seltener zu klagen haben, denn — selbst wenn es ein alter Herr ist, — bleibt er doch ein Mann — also gehört ihm schon die gewisse Aufmerksamkeit des anderen Geschlechts. Außerdem wird ein Mann in irgend einer Form gegen solche Verstöße vorgehen. Ganz anders wir Frauen! Entweder ärgern wir uns wortlos — lassen uns aber solche Ungehörigkeiten trotzdem gefallen — oder wir wehren uns in einer Form, die sehr selten den richtigen Ton trifft. Das eine ist so falsch wie das andere. — Skandal machen, laut werden, einen Wortwechsel öffentlich heraufbeschwören soll eine Frau gewiß niemals — damit setzt sie sich eben auch dann ins Unrecht, wenn der Anlaß ihr Recht gibt. Uebelstände in Geschäften und Aemtern nicht hingehen lassen, aufgreifen und versuchen, durch objektive Sachlichkeit zu bessern, was offensichtlich falsch ist. — Ungehörigkeiten auf dem Markte, Preistreiberei, Versuche minderwertige Waren einzuschmuggeln, wie das so gerne geschieht, zurückweisen — aber — in der richtigen Form! — Ungezogenheiten junger Menschen wieder zu schwer nehmen, noch übergehen! Wie sehr fehlt uns Frauen hierfür das richtige Gefühl! Entweder sind wir unduldsam, vergessen, daß wir selbst in dem Alter auch imstande gewesen wären, solche Fehler zu begehen, wie der, den wir rügen, oder — wir schießen gegenseitig über das Ziel und lassen Dinge durchgehen, die richtig gestellt werden müßten! Eines wieder so falsch wie das andere. Am unnachsichtigsten aber sind wir zweifellos immer dann, wenn es sich um unser eigenes Geschlecht handelt! Da finden wir das richtige Wort und die rechte Zeit am allerschwersten, und kein Taktempfinden hält uns ab, gelegentlich mit Bewußtsein scharf und unduldsam wehe zu tun. Was dabei aber am seltsamsten ist: wir wissen es genau, daß wir so sind! Wir wissen, daß wir häßlich waren! Daß wir dies oder jenes nicht — oder ganz anders hätten sagen müssen, damit es „sie" nicht kränkt und verletzt. — Und das nächste Mal? Machen wir genau das gleiche! Ist uns wirklich nicht zu helfen? — J. St.

Hauswirtschaftliche Bücher.

„So ist kochen leicht." Von E. Reinhardt. Franckh'scher Verlag (Stuttgart), 240 Seiten, mit 160 Abbildungen. Preis in schönem Ganzleinen 8.50 Mk.

Dieses Kochbuch ist ein ganz neuartiges. Die Verfasserin vermeidet es, die übliche Fülle von Kochrezepten zu bringen, aus der sich besonders Anfängerinnen schwer herausfinden können. Sie gibt nur Grundrezepte in größter Ausführlichkeit und weist für alle Abweichungen auf den maßgebenden Rezepttyp hin. So ist kochen wirklich leicht, so kann jede Frau in schnellstem Tempo ein Kochrezept aus dem Buche herausfinden und auch die Unerfahrene sofort wissen, was sie zu tun hat, um ein tadelloses Gericht auf den Tisch stellen zu können. Bei jedem Typenrezept sind auch die kleinen Hausfrauenkniffe, die langjährige Erfahrung erst lehrt, hervorgehoben, gleichzeitig wird auf die drohenden Gefahren hingewiesen, die das Gericht verderben könnten und so ist ein Mißlingen bei aufmerksamem Studium dieses Buches beinahe unmöglich gemacht. Im letzten Teile des mit vorzüglichen, zum Teil farbigen Abbildungen, nach eigenhändigen Aufnahmen der Verfasserin geschmückten Buches werden den Leserinnen noch wertvolle Winke über die Ernährungslehre gegeben und die richtige und falsche Ernährung vom Standpunkt der Vitaminlehre beleuchtet. Den Schluß bildet ein Arbeitsplan für die systematische Einteilung der Küchenarbeit, eine Anleitung zur richtigen Zusammenstellung des Speisezettels und eine Währwert- und Preistabelle der Nahrungsmittel. Dieses vielseitige Buch ist also für Kenner wie für Anfänger der edlen Kochkunst unentbehrlich und sollte in keinem Haushalt fehlen, weil es zugleich eine wertvolle Ergänzung aller früheren Kochbücher bildet. E. Sch.

Ernährungsformen. Achte erweiterte Auflage von Gerta Wendelmuth (Franckh'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. Preis kartonniert 2.80 Mark).

In dem durchweg populär geschriebenen Buch werden die Forschungsergebnisse der Großen im Reiche der Ernährungslehre in klaren, leichtfaßlichen Worten besprochen und zwar so fesselnd, daß jede Hausfrau, auch die mehr zur Praxis als zur Theorie neigende das Büchlein mit großem Interesse und reichlichem Gewinn von Anfang bis zu Ende lesen wird. Die Ansichten von Haig, Gerson, Sauerbruch, von Norden, Ragnar Berg, Hermannsdorfer, Bircher-Benner und anderen Koryphäen der Ernährungswissenschaft werden von der Verfasserin in leichtem Plauderton von allen Seiten beleuchtet, das Für und Wider erwogen. Den Nährwert der wichtigsten Lebensmittel, ihre Wirkung auf den menschlichen Organismus, die von der richtigen Zubereitung so außerordentlich abhängig ist, lernen wir kennen und eine große Anzahl der vielen, heißumstrittenen Ansichten über die richtige Ernährungsweise, die der gesunde, wie der kranke Mensch braucht, wird eingehend dargelegt. Es kommt ja nicht allein auf den Nährwert der Nahrungsmittel an. Die individuelle Zusammensetzung des Küchenzettels, den der Einzelne braucht und die richtige Kochmethode, die Werte erhält und nichts vergeudet, ist das Ausschlaggebende, das alle Hausfrauen beherzigen müßten. Die Verfasserin klärt nach allen Richtungen auf, gibt Anleitungen, wie der Küchenzettel eines Geistesarbeiters wie der eines Muskelarbeiters zusammengesetzt sein soll, berücksichtigt den Vegetarier ebenso wie den Fleischesser und erfreut mit zahlreichen Rezepten. Sie ist also auf keine bestimmte Richtung eingestellt, sie läßt jede Stimme zu ihrem Recht kommen und will nur leiten und anregen. Die weiteste Verbreitung dieses kleinen, und doch so inhaltreichen Buches ist sehr warm zu empfehlen. E. Sch.

rung des Hausdienstverhältnisses verbunden werden.

Aufgaben dieser Heime sind:

1. Wohnheim für Hausangestellte, die sich nur über Tag bei den Arbeitgebern aufhalten und abends ins Heim zurückkehren. Es sollen Aufnahme finden vor allem eigentliche Hausangestellte, die im Monatslohn angestellt sind, aber auch tages- und stundenweise Angestellte.

Mit dem Wohnheim könnte

2. ein Altersheim für Hausangestellte und
3. eine praktische Ausbildungsstätte

verbunden werden. Die für Wohn- und Altersheim notwendigen Arbeiten würden von Lehrtöchtern ausgeführt. Abschluß der Lehre mit Diplom. Selbstverständlich müßten theoretische Kurse, Kurse in Handarbeiten etc. diese praktischen Arbeiten im Heim ergänzen. Damit könnten Fachkurse für die Lehrtöchter in Privatfamilien und allgemeine Kurse für externe Hausangestellte organisch verbunden werden.

4. Dem Wohnheim wäre auch eine Stellenvermittlung anzugliedern.

*

Die Studienkommission ist der Meinung, daß erst jetzt der wichtigste Teil der ganzen Aktion zugunsten des Hausdienstes einzusetzen habe. Die Sammlung des ganzen Materials und die Beratung der Postulate hätten nur dann Wert und Berechtigung, wenn die daraus gewonnene Einsicht und Erkenntnis zur baldigen Verwirklichung führe. Die Umfragen hätten auch mit eindeutiger Sicherheit ergeben, daß bei Behörden und Privaten wie auch einer ganzen Reihe von andern Institutionen, die sich mit der Ausbildung, Vermittlung und Fürsorge für die Hausangestellten befassen, eine intensive Bearbeitung der Hausdienstfrage als nötig erachtet werde. Es sollte daher eine schweizerische Institution geschaffen werden, welche es unternimmt, während der nächsten Jahre sich für die Verwirklichung der aufgestellten Postulate einzusetzen.

Die Studienkommission empfiehlt daher als nächste Maßnahme zur Verwirklichung der angeregten Sanierungsmaßnahmen die Schaffung eines zentralen

Hausdienstsekretariates,

das während der nächsten Jahre intensiv an der Lösung der Hausdienstfrage zu arbeiten hätte.

Über die Entwicklung der Migros A.-G.

Es wird unsere Leserinnen interessieren, Einiges darüber zu vernehmen. Wir entnehmen es der „Neuen Hauswirtschaft", in der Frau Dr. Gasser schon verschiedentlich über die Ziele und Zwecke der „Migros" berichtet hat. Sie schreibt, daß das Unternehmen seit seinen Anfängen sich sehr stark entwickelt habe. So habe sich die Zahl der vertriebenen Artikel die im Anfang nur 5 betrug, sehr stark erhöht, so daß die neueste Preisliste — ungerechnet Obst und Gemüse — über 200 Einzelpositionen enthalte, neben den Nahrungsmitteln nun auch verschiedene wichtigere Haushaltbedarfsartikel, so vor allem Waschmittel, die seit kurzem in Eigenproduktion erzeugt werden, und gegenüber den bisher in der Schweiz geltenden Preisen für ebenbürtige Produkte Reduktionen bis zu 50 Prozent ausweisen.

Räumlich hat sich die Migros ebenfalls stark ausgedehnt; außer Zürich und seinem Hinterland spielen nun die parallelen Organisationen in Basel, Bern, St. Gallen usw. eine immer größere Rolle. Ueber die Umsatzvermehrung unterrichteten folgende Zahlen:

	1925	1926	1927	1928	1929	1930	1931
Gesamtumsatz (6 Mon.) in Mill. Fr.	0.78	2.80	3.72	6.62	9.39	17.39	29.71
Zunahme gegen Vorjahr in %	—	+20*	+33	+78	+42	+85	+70

* Auf Basis der 5 Monate gerechnet.

Mengenmäßig ist der Umsatz noch viel stärker gestiegen, da die Preise ja in den letzten Jahren ständig gefallen sind und die Migros, gemäß ihren Geschäftsprinzipien, sich der Großhandelspreisbewegung besonders rasch und ausgiebig anpassen muß.

Die hauptsächliche Vertriebsform der Waren ist nach wie vor jene durch Verkaufsautomobile mit festem Fahrplan. Doch mußten zur Entlastung und vor allem zur Aufnahme jener Artikel, die, sei es durch gesetzliche Verbote (Fleischwaren), sei es durch ihr Volumen vom fahrenden Verkauf ausgeschlossen sind, verschiedene weitere feste Verkaufsmagazine eröffnet werden. Da die Migros so durchrationalisiert ist, daß auch die Läden bei ihrem hohen Umsatz mit nur wenig höheren Spesen arbeiten können als die Automobile, gelten überall die gleichen niedrigen Preise. Die Umsätze je Verkaufsstelle und je Verkäufer dürften im Welt-Detailhandel mit Lebensmitteln Rekorde darstellen:

	1929	1930	1931
Jahresumsatz pro Wagen Fr.	455 000	460 000	435 000
Jahresumsatz pro Laden Fr	570 000	725 000	779 000

Der physischen Leistungsfähigkeit eines Verkaufsautomobils mit Einmann-Bedienung und wenigen Stunden täglicher reiner Verkaufszeit sind natürliche Grenzen gesetzt, die im Umsatz einer Ladenverkaufsstelle nach Migrossystem leichter überschritten werden können. Immerhin dürfte auch im Verkauf ab Automobil, unter Berücksichtigung der eingetretenen Preissenkung der Warenumschlag mengenmäßig eher größer geworden sein.

Die Entwicklungstendenz der Löhne beim Personal der Migros ist, entgegen der nun auch in der Schweiz unter dem Einfluß der zunehmenden wirtschaftlichen Depression sichtbaren Tendenz auf Lohnkürzungen, ständig aufwärtsgegangen; nicht zuletzt weil neben dem festen Lohnminimum größtenteils auch eine gewisse Umsatzprovision den Verkäufern gewährt wird.

Durchschnittliche Monatslöhne	1927	1928	1929	1930	1931
Männer . . . . . Fr.	340	388	412	422	422*
Frauen u. junge Mädchen „	216	230	250	255	264*

* plus 5% Zuschlag für Altersversicherung.

Im letzten Jahr ist die Eigenproduktion weiter ausgebaut worden; zwei weitere kleinere Fabriken wurden in ihren Dienst gestellt. Ferner ist die Geschäftszentrale in neue große Räumlichkeiten verlegt worden deren besondere Sehenswürdigkeiten eine durch den ganzen Betrieb führende Schaugalerie bildet die jedermann jederzeit frei zugänglich ist. Damit ist eine weitere Etappe auf dem Wege erreicht, den die Leitung des Unternehmens seit der Gründung verfolgt: voller Einblick des Verbrauchers in die Betriebsarbeit und -hygiene (z. B. beim Verpacken). In der gleichen Linie liegt die immer stärkere Ausdehnung der wirtschaftlichen Publizität des Unternehmens, die einesteils durch regelmäßige wöchentliche Situationsberichte im Inseratenteil der Tageszeitungen erfolgt, daneben durch Flugblätter und endlich durch große öffentliche Jahresversammlungen zur Entgegennahme eines Rechenschaftsberichtes vom Leiter der Migros-A.-G. Da sich das Unternehmen nach wie vor in ausgeprägtem Gegensatz zu den Interessen zahlreicher Gruppen befindet, ist es heute in der Oeffentlichkeit ebenso scharfen Angriffen ausgesetzt wie vor Jahren, ohne daß aber dadurch seine Umsatzvermehrung gehemmt werden kann. Außer der Preispolitik spielt dabei die ständige Bemühung um Einhaltung eines hohen Qualitätsstandards zweifellos eine wichtige Rolle, da der Schweizer Konsument und insbesondere die Hausfrau auf Qualitätsvorteile empfindlich reagiert.

Gesetzlicher Anspruch der Ehefrau auf Haushaltungsgeld.

Eine Errungenschaft der Holländerinnen.

Das holländische Parlament hat einen Gesetzesentwurf angenommen, wonach die Ehefrau künftig einen gesetzlich anerkannten Anspruch auf einen gewissen Anteil am Verdienst des Ehemannes hat, zur Führung des Haushaltes.

Wer die manchmal recht sonderbare Stellungnahme einer Anzahl Ehemänner (glücklicherweise nicht aller) kennt, welche glauben, es sei noch eine große Gnade, wenn sie etwas Haushaltungsgeld verabfolgen, der wird die holländischen Ehefrauen um diese neue Errungenschaft beneiden. In jedem Falle hat die Stellung der Ehefrau in Holland damit eine wesentliche Verbesserung erfahren.

Ach wie ich mich freu: die Möbel sind neu!

Die Mode der buntgestrichenen Möbel ermöglicht jeder halbwegs geschickten Hand, diese Erneuerung speziell bei Küchen, Vorzimmern, Kinderzimmern selbst vorzunehmen, natürlich darf man sich nicht an kostbare Möbelstücke aus edlem Holz oder mit teurer Fournitur wagen, sondern man kann eben alle jene Stücke, welche dem täglichen Gebrauch unterliegen, also sehr viel abgenützt werden, mit verhältnismäßig kleiner Mühe und geringen Kosten „auf neu" streichen. Will man eine andere Farbe wählen, so muß das Stück vor allem mit Schmirgelpapier abgerieben werden und diese sorgfältige Arbeit ist die erste Vorbedingung für das Gelingen; ferner zwischen jedem Anstrich eine gewisse Zeit zum Trocknen vergehen lassen. Ist die alte Farbe abgeschmirgelt, so ist es praktisch, die Flächen mit konzentrierter Lauge nochmals abzuwaschen. Viele Frauen bevorzugen eine Paste aus Sägespänen, Lauge und Schmierseife zu machen, diese mit einem Brettchen auf die Fläche aufzutragen und einen ganzen Tag darauf liegen zu lassen, dann abkratzen, nochmals abwaschen und vollständig trocknen lassen. Beschläge besserer Art sollten abgeschraubt werden. Die Farbe kauft man am besten in den überall erhältlichen Dosen. Der Fachmann gibt uns die nötige Verdünnungsflüssigkeit, meistens Leinöl, dazu und zeigt an der Farbenkala die Schattierung der betreffenden Farbe. Jede Farbe soll man jedoch zur Vorsicht erst auf ein kleines Brettchen aufstreichen, um zu sehen, wie sie wirkt. Ist die Dose geöffnet, muß man mit einem Holzspachtel sehr gut umrühren, denn die Farbe setzt sich meist zu Boden, und diese Vorsicht muß man auch anwenden, wenn man während des Streichens den Pinsel frisch eintaucht. Die Farbe kann nicht dünn genug aufgetragen werden — das erste Mal — wird sie zu dick aufgetragen, und das ist auch oft der Fall, wenn die Farbe nicht gehörig verdünnt ist, so trocknet die Oberfläche, darunter bleibt die Farbe weich und schmiert bei jeder Gelegenheit. Auch soll man die Farbe möglichst auf einmal verdünnen, nur wenn sie etwas dicker wird, vorsichtig nachgießen, denn sonst wird leicht die Farbe verändert. Der Fachmann weiß auf Befragen genau, wieviel man z. B. für einen Tisch oder eine Kredenz oder dgl. bedarf, wenn man ungefähr die Quadratmeter angibt. Zum mindesten muß man sich für je einen Anstrich genügend Farbe vorbereiten. Ist das erstemal gestrichen, das heißt, grundiert, steht man erst oft Unebenheiten, Löcher, und diese füllt man mit ein wenig angemachtem Kitt aus; dann nochmals darüber streichen. Ist die Grundierung vollständig getrocknet, streicht man ein zweites Mal, und bei Möbeln, welche gewaschen werden, nimmt man zuletzt einen farblosen Lack. Häufig fehlt man auch, besonders der Anfänger, indem er nicht das richtige Handwerkzeug anwendet. Der Pinsel, resp. dessen Borsten, ist für uns Frauen meistens zu lang. Man soll also den Pinsel dort, wo er in dem Stiel steckt, sich mit dünnem Draht umwickeln lassen, so daß die Borsten nur mehr 2 bis 3 Zentimeter frei beweglich sind. Ist diese Stelle abgewetzt, so kann er natürlich leicht nachgeschoben werden. Man darf ihn daher auch nie tief eintauchen; er soll nur dünn mit Farbe bedeckt sein, und streichen darf man nur ruhig, vorsichtig, langsam, nicht weit ausholend. Auch hin- und herstreichen, resp. hin- und herschmieren, macht den Anstrich ungleichmäßig. Am besten ist es stets von oben nach unten zu arbeiten. Glasscheiben sollen eigentlich trotz der kleinen Aufgabe vom Handwerker herausgenommen und dann wieder eingesetzt werden. Denn für den Ungeübten ist es kaum möglich, Spritzer zu vermeiden, abgesehen davon, daß der Bruch einer solchen Scheibe nicht aus dem Bereich der Möglichkeit liegt. Der Lack, mit dem man zuletzt streicht, trocknet verhältnismäßig rasch, und er hat die glückliche Eigenschaft, glatt auseinander zu fließen und liebevoll alle Furchen auszufüllen. Richtig ist es, bei geschlossenen Fenstern zu streichen, denn das Löhungsmittel, Terpentin, verdunstet sehr schnell. Daß man, wenn möglich, alte Handschuhe anzieht, ebenso ein ausrangiertes Kleid, die Haare mit einem Tuch bedeckt, ist selbstverständlich. Farbspritzer auf den Händen oder im Gesicht weichen dem Abwaschen mit Terpentin. Selbstverständlich soll man nur gute Qualitäten kaufen, denn die kleine Preisdifferenz fällt nicht stark ins Gewicht und sich nur an solche Dinge wagen, welche nicht kostbar sind. Auch vom Standpunkt der Hygiene ist es ratsam, speziell bei Dingen, welche von Kindern benutzt werden, auf einen sauberen Anstrich zu halten, denn sehr leicht kann sich das Kind einen Span in Finger oder Zehe einreißen. Und als letzten Ratschlag: diese Arbeit nur in einem möglichst unbenützten Raum und in Abwesenheit des Hausherrn vornehmen. Zeitungspapier dorthin gelegt, wo man arbeiten will, verhütet Farbspritzer auf dem Fußboden.

Sidonie Rosenberg.

Die Frau in der Wohnungsverwaltung.

Schon zu einer Zeit, da die Frau im Beruf noch eine seltenere Erscheinung war, gab es in England Frauen, die sich als Wohnungsverwalterinnen betätigten. Diese Tätigkeit wurde ihnen von privaten Hausbesitzern übertragen. Seit englische Städte Siedlungen erbauen und Genossenschaftswohnungen errichten, sind zahlreiche Wohnungsverwalterinnen städtische Angestellte geworden. Was sind die Aufgaben einer Wohnungsverwalterin? Nach englischem System hat sie für die Vermietung der Häuser und Wohnungen zu sorgen, sich um deren Pflege und Instandhaltung zu bekümmern, alle behördlichen Anordnungen zu berücksichtigen und insbesondere alle Anliegen der Mieter entgegenzunehmen und, durch eigene Meinungsäußerung ergänzt, an die zuständigen Stellen weiterzuleiten. In der Hauptsache ist es also der Verkehr mit den Parteien, der Sache der Wohnungsverwalterin ist. Da in England der Wohnungsverwalter allwöchentlich zu einer bestimmten Stunde im Haus erscheint — er kassiert auch zumeist den Mietzins ein —, hat sich dort ein innigerer Kontakt zwischen Parteien und Wohnungsverwalter herausgebildet. Und dieser Kontakt veranlaßt die Frauen des Hauses, dem Wohnungsverwalter verschiedene Wünsche mitzuteilen und sich mit ihm auch über Angelegenheiten auszusprechen, die den Rahmen seiner Aufgabe übersteigen. Ist es da nicht am Platze, die Wohnungsverwaltung in die Hände erfahrener, sachverständiger Frauen zu legen, erstens weil sie für hauswirtschaftliche Notwendigkeiten und überhaupt für Erfordernisse der Heimgestaltung ein größeres Verständnis besitzen, und zweitens weil sie, von weiblicher Intuition beseelt, das Vertrauen der Frauen leichter gewinnen und so ein Ratgeber werden können, der auch unmittelbar das Familienleben günstig beeinflußt. Voraussetzung ist, daß sie sich nicht ungebeten in Familienverhältnisse einmischen, objektiv bleiben und neben sachlichem Urteil auch die Gabe besitzen, sich auf die verschiedenen Interessen der Mieter einzustellen. In England hat man mit den Wohnungsverwalterinnen beste Erfahrungen gemacht, weshalb in der Jahresversammlung der „Nationalen Union für gleiche Staatsbürgerrechte" beschlossen wurde, dahinzuwirken, daß die Frauenvereine die Methoden der städtischen Wohnungsverwaltungen überprüfen und darauf dringen, daß Frauen in größerer Zahl zur Wohnungsverwaltung zugezogen werden. In Deutschland hat unseres Wissens die Stadt Frankfurt a. M. eine Wohnungsinspektorin bestellt. Sollten nicht auch unsere Frauen sich um eine kräftigere Heranziehung von Frauen zur Wohnungsverwaltung bemühen?

Offener Brief an Frau F. Wyß

betreffend

Rationalisierung der Hauswirtschaft in der Schweiz.

Sehr geehrte Frau!

Auf Ihren interessanten Bericht im „Frauenblatt" über den zweiten Kongreß für wissenschaftliche Betriebsorganisation in Amsterdam und Ihre Frage nach den Rationalisierungsbestrebungen in der Schweiz auf hauswirtschaftlichem Gebiet, teilt Ihnen die Unterzeichnete mit, daß sie sich seit Jahren mit diesen Bestrebungen befaßt und daß sie bereits an der „Saffa" Tages- und Wochenpläne für den Haushalt ausgestellt hat. Die Pläne fanden damals auch viel Beachtung, bezeichnenderweise am meisten bei den Männern, während die Frauen, die an eine solch konsequente Arbeitseinteilung noch nicht gewöhnt sind, mehr Vorbehalte machten. Die Pläne sollten ja eigentlich der Hausfrau nur zur Anregung dienen, obschon jeder Haushalt sich nach der Arbeitsseit der Familiengliederr zu richten hat, die doch im großen und ganzen durch Gesetz geregelt ist.

Als nach Drucklegung die Pläne auch ins Ausland kamen, erhielt ich von einem Volkswirtschafter den Bescheid, daß die Schweizerhausfrau ein allzu fleißiges Hausmütterchen sein müsse. — Die Pläne wurden dann in etwas verbesserter Auflage an der Ausstellung „Die lebendige Schule der Hausfrau" im Mai 1931 in Basel wiederum ausgestellt und können heute noch vom Hausfrauenverein Basel und Umgebung, Oberalpstraße 22, bezogen werden.

Ebenfalls Rationalisierungsbestrebungen sind an der „Woba" vom Hausfrauenverein Basel unternommen worden, als zwei verschiedene Musterwerk sämtlicher Haushaltungsgegenstände inklusive Waschs- und Putzausrüstung, einmal für den „Minimalhaushalt" bei Gründung einer Familie und 2. Welchen Haushaltbedarf erfordern die heutigen Ansprüche einer mittleren Familie? 3. Was wäre noch dazu zu wünschen, wenn ....? Das Verzeichnis sämtlicher ausgestellten Gegenstände ist ebenfalls im Druck erschienen und während der Ausstellung verbreitet worden.

Die Rationalisierungsbestrebungen sollten von jeder denkenden Hausfrau in ihrem Haushalt vorgenommen werden. In einer Zeit, in welcher jede Hausfrau neben ihrer eigentlichen Haushaltarbeit noch viele andere Arbeit, sei es nun Schneiderei, Gartenarbeit oder Korrespondenz zu erledigen hat, sollte die tägliche Arbeit so genau eingeteilt werden, daß sie in möglichst kurzer Zeit ausgeführt werden könnte.

Darum ist Gedankenarbeit so wichtig und sie muß der praktischen Probe unbedingt vorausgehen.

Genehmigen Sie, geehrte Frau, meinen Dank für Ihren Bericht. Es grüßt Sie hochachtungsvoll

A. Schaub-Wackernagel.

Basel, im August 1932.

Zürich: Seidengasse 12, Nähe Hauptbahnhof (Telephon 31.041)
Winterthur Turnerstraße 2 Telephon 30.65
Basel: Sternengasse 4 (Telephon Saff. 7792) Reinacherstraße 67 (Teleph. Saff. 7061)
Bern: Zeughausgasse (20 Tel. Boll. 7451), Spitalackerstr. 59 Mühlemattstraße 62

209.33

MIGROS

St. Gallen: Burggraben 2 (Telephon 1744)
Schaffhausen: Bahnholstraße 4 (Telephon 18.30)
Luzern: Grabengasse 8, „z. Graggentor" (Telephon 1181) Moosstr. 18 (Telephon 2480)
Aarau: Zollrain 5 (Tel. 14.50)
Biel: Neuengasse 41
Herisau: Asylstraße 52
Rorschach: Reitbahnstr. 7

Preisregulierung ein Verdienst!

Zum Preisvergleich vom letzten Samstag haben wir nachzutragen, daß z. B. „Co-op"-Seife, 340 g, an einem Ort, wo die Migros nicht fahren darf, zu 50 Rp. (mit 5 Prozent Rückvergütung) verkauft wird und dort, wo die Migros verkehrt, zu 40 Rp. (mit 8 Prozent Rückvergütung) also am ersten Ort **29 Prozent teurer** als am letztern, — dieselbe Marke!

Das beweist auch, daß die Ortschaften, denen durch überhöhte Gebühren der Migroswagen ferngehalten wird, sich noch schlechter stellen, als wenn die Migros gar nicht da wäre, denn sie müssen erst recht viel zahlen, weil die Lieferanten den Detaillisten der Migrosgegenden niedrige Preise machen müssen und sie sich ganz natürlicherweise dort „erholen", wo sie können. Das sollte eine sehr ernste Mahnung an die Gemeinde und Kantonsbehörden sein, die sich zur Unterdrückung der Migros hergeben.

Gerade jetzt gehen in der Presse Meldungen um von **Preisregulierungs-Aktionen** durch die Bundesbehörden. Das tut uns im Herzen wohl, daß endlich wieder einmal und gerade von der obersten Landesbehörde hervorgehoben wird, daß **die Senkung der Lebenskosten ein volkswirtschaftlich wichtiges Postulat ist!** Das sollen sich diejenigen Patrioten gebührend hinters Ohr schreiben, die in einemfort ausriefen: „Seht wir halten die Preise, damit auch die Löhne halten!" Wir waren immer der Meinung, es solle jeder an seinem Ort seine Pflicht tun, — die, die es mit dem Konsumenten halten, sollen schauen, daß dieser seine Sache zu einem rechten Preis erhält, und der, dessen Amt es ist, **die Arbeitnehmer zu verteidigen**, soll sich kräftig wehren, **daß ihnen ihr Lohn** erhalten bleibe. Dann ist für alle gesorgt!

Die wirksamste Preisregulierung wird immer diejenige der wirklich freien Konkurrenz in der Warenvermittlung bleiben!

Haselnussöl.

Als feinstes aller Oele führen wir ab heute in beschränktem Quantum reines Haselnußöl. Es handelt sich um kaltgepreßten ersten Ablauf, den wir in Wald herstellen als Nebenprodukt bei der Fabrikation der Haselnuß-Schokolade. Dieses Oel ist also reiner, unbearbeiteter Haselnußkernsaft, wie er von der Walze läuft. Der Geschmack ist prachtvoll. Wir glauben, daß er besonders angenehm an Salat und in Mayonnaise empfunden wird.

Selbstverständlich ist Haselnußöl auch zum schwimmend Backen vorzüglich. Da der Haselnußgeschmack stark ist, können Sie dieses naturgemäß verhältnismäßig teure Oel mit unserem „Amphora" — spanisch Nüßliöl oder Olivenöl mischen, — je nach Geschmack und Portemonnaie.

Naturreines Haselnuß-Oel 1 Kilo Fr. 2.27
netto 440—450 g - Flasche Fr. 1.—
(plus Depot 50 Rp. extra)

Nochmals Butter.

Wann wird man durch die andauernde Butterschwemme endlich zur Einsicht kommen, daß es nur **einen** Weg gibt, das Butterproblem zu lösen, nämlich die **Beweglichkeit im Preis.** Wieviele 100 Tonnen Tafelbutter mußten „deklassiert", d. h. als Kochbutter verkauft werden? Das **eine** Milchprodukt Butter darf die große Last der Milchpreis-Subvention nicht tragen, sonst wird sein Absatz zurück sinken. Wie steht's mit dem Weinzoll? Man sollte einmal den ungarischen Winzer, der (gleich nach der Ernte) **5—6 Rappen** für seinen Liter Wein erhalten hat mit dem braven Schweizerkonsumenten, der **90 Rp.** für den Liter im Laden bezahlt, zusammen führen und ihr Gespräch durch den Radio dem Volk und den Behörden zugänglich machen...

Warnung.

Textil-Migros, — Möbel-Migros, Schuh-Migros, mit allen diesen hat die Migros nichts zu tun. Offensichtlich haben sich diese Geschäftsleute das Wort „Migros" beigelegt, weil es ein Begriff geworden ist für „gute Ware zu mäßigem Preis".

Wir finden es nicht richtig, daß die Leute zur irrigen Ansicht gebracht werden, die Migros habe jetzt auch mit Möbeln, Stoffen, Schuhen etc. angefangen. Was sagen wohl da die gestrengen Richter dazu, die finden, daß die Hausfrau „Ohä" mit „P.", Blau mit Grün, „P." mit „N." verwechseln?

Wir geben den Rat, diesen Pseudo-Migros-Firmen nicht über den Weg zu trauen, denn wer schon einen Namen braucht, der ihm nicht zukommt, bietet auch keine besondere Gewähr für ein Geschäft.

Wir suchen Lieferanten

von grünen Schmalzbohnen, fadenfrei. Nur von inländischen Selbstproduzenten! Preis **per Kilo 40—50 Rp.,** je nach Qualität, ab Station.